

**„COMPUTERGESTÜTZTE QUALITATIVE DATENANALYSE:
TECHNIK DER LEGITIMATION – LEGITIMATION DER TECHNIK“**
Eine qualitative Studie zur Verwendung von MAXQDA in akademischem Forschen.

MAGISTERARBEIT
ZUR
ERLANGUNG DER WÜRDE
DES MAGISTER ARTIUM
DER PHILOLOGISCHEN, PHILOSOPHISCHEN UND WIRTSCHAFTS- UND
VERHALTENSWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT DER
ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT
FREIBURG IM BREISGAU

VORGELEGT VON
CHRISTIAN SCHMIEDER
AUS
TUTTLINGEN

WINTERSEMESTER 2008/2009

SOZIOLOGIE

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----------|
| 1. EINLEITUNG | 3 |
| 2. WISSENS-, WISSENSCHAFTS- UND TECHNIKSOZIOLOGIE: EIN VERKNÜPFENDER BLICK IN DIE GESCHICHTE | 5 |
| 3. MAXQDA UND DIE KERNFUNKTIONEN VON QDA-SOFTWARE | 8 |
| 4. FORSCHUNGSLAGE UND HAUPTASPEKTE DER CAQDAS-DISKUSSION | 11 |
| 4.1 Qualitative Studien zur CAQDAS-Nutzung: Zugänge und Ergebnisse | 13 |
| 4.2 Zwischenbetrachtung | 17 |
| 4.3 Kernpunkte der Diskussion um QDA-Nutzung | 18 |
| 4.3.1 <i>Analyse am Computer – oder durch den Computer?</i> | 18 |
| 4.3.2 <i>Erhoffte Zeitgewinne, erwartbare Zeitverluste</i> | 19 |
| 4.3.3 <i>Quantifizierung – Trojanisches Pferd oder Zukunft qualitativer Forschung?</i> | 21 |
| 4.3.4 <i>Teamarbeit und QDA-Software</i> | 22 |
| 4.3.5 <i>Wachsende Distanz – oder größere Nähe zu Daten?</i> | 22 |
| 4.3.6 <i>Methodische Weiterentwicklung und die Frage der Theoriedominanz</i> | 23 |
| 4.3.7 <i>Einflüsse auf Güte und Geltung qualitativer Forschung</i> | 25 |
| 5. FRAGESTELLUNG, AUSWERTUNGSMETHODE UND VORSTELLUNG DES INTERVIEWMATERIALS | 27 |
| 5.1 Vorgehensweise bei der Analyse der Daten | 29 |
| 5.2 MAXqda und die Analyse | 31 |
| 5.3 Dokumentation des Interviewmaterials: Erhebungsmethode und Materialbeschreibung | 31 |
| 5.4 Entstehungssituation, Erwartungshaltungen und Rollenverteilung | 32 |
| 6. EMPIRIE I : ANALYSE DER INTERVIEWS | 38 |
| 6.1 Interview P1: Hauptmotive und Zugang zu Software | 38 |
| 6.1.1 <i>QDA-Software im Projekt: Auswahl, Geschichte und Nutzungsgründe</i> | 38 |
| 6.1.2 <i>Die Verknüpfung von Computer und professioneller Ausbildung</i> | 39 |
| 6.1.3 <i>Softwarenutzung als Hilfe zur Legitimation</i> | 40 |
| 6.1.4 <i>Zusammenfassung</i> | 43 |
| 6.2 Interview P2: Hauptmotive und Zugang zu Software | 44 |
| 6.2.1 <i>QDA-Software im Projekt: Geschichte und Gründe</i> | 44 |
| 6.2.2 <i>Selbstverortung: ‚Praktiker‘ versus ‚Methodiker‘</i> | 46 |
| 6.2.3 <i>Zusammenfassung</i> | 47 |

| | |
|--|------------|
| 6.3 Interview P3: Hauptmotive und Zugang zu Software | 48 |
| 6.3.1 CAQDAS-Geschichte: Vom professionellen Steckenpferd zur Arbeitsgrundlage | 48 |
| 6.3.2 Erwartungshaltung und Denklögitik: Bestimmende Faktoren für den Zugang zur Software | 50 |
| 6.3.3 Der Zugang zur Software: Vom Experimentieren zur minimal-invasiven Nutzung | 51 |
| 6.3.4 ‚Intensives‘ Arbeiten mit CAQDAS: Vernetzen, springen, bohren | 52 |
| 6.3.5 Zusammenfassung | 54 |
| 6.4 Zusammenschau und Diskussion der bisherigen Ergebnisse | 55 |
| 6.5 Die Arbeit im Team: Datenabgleich und Kommunikation | 57 |
| 6.5.1 P1: Software als Grundlage des Austauschs | 57 |
| 6.5.2 P2: Teamarbeit im Wechsel | 58 |
| 6.5.3 P3: Auseinanderdriften und wieder zusammenfinden | 58 |
| 6.5.4 Zusammenfassung und Diskussion | 60 |
| 6.6 Die Wahrnehmung von Text in MAXqda | 61 |
| 6.6.1 P1: Text bleibt Text | 61 |
| 6.6.2 P2: Sinnhaftigkeit durch Strukturierung und Kondensierung | 62 |
| 6.6.3 P3: Die Möglichkeit des ‚intensiven‘ Arbeitens | 63 |
| 6.6.4 Zusammenfassung und Diskussion | 65 |
| 6.7 Zeitverwendung und Zeitmanagement | 65 |
| 6.7.1 P2: Kreativität durch Wiederherstellung von Speicherpunkten | 66 |
| 6.7.2 P3: Zeitdruck als Hemmnis in akademischem Arbeiten | 67 |
| 6.7.3 Zusammenfassung und Diskussion | 69 |
| 6.8 Zwischenbetrachtung | 70 |
| | |
| 7. EMPIRIE II : DER DISKURS HINTER DER SOFTWARE | 72 |
| 7.1 Was bestimmt die Nutzungshorizonte der ForscherInnen? | 74 |
| 7.2. Methode, Option, Funktion: Grundelemente der Lehre von Softwarenutzung | 76 |
| 7.3 Wie wirkt Literatur auf suchende ForscherInnen? Ein Streifzug zwischen Legitimationszwang, Zeitdruck und Kommerzialisierung | 81 |
| 7.4 Transparenz versus Zauberküche – wie QDA-Softwarenutzung und Nicht-Nutzung inszeniert werden | 85 |
| 7.5 Erste Forderungen an die Lehre | 89 |
| | |
| 8. SCHLUSSBETRACHTUNG UND AUSBLICK | 90 |
| | |
| 9. LITERATUR | 92 |
| | |
| 10. ANHANG | 100 |

1. Einleitung

„Wir müssen einsehen, daß die Technologie unser Traum ist und daß wir es sind, die schließlich entscheiden, wie er enden wird.“

Joseph Weizenbaum, 1972

Der Umgang mit CAQDAS (*ComputerAssistedQualitativeDataAnalysisSoftware*) und die Gründe für deren Nutzung sind bislang kaum empirisch erforscht worden. Die Diskussion ist geprägt von Hoffnungen und Ängsten – von denen ich einige in dieser Arbeit empirisch auf die Probe stellen werde. Grundlage dafür sind qualitative Interviews mit AnwenderInnen der QDA-Software (*QualitativeDataAnalysis-Software*) MAXqda. Insbesondere gehe ich auf folgende Fragen ein: Warum nutzen ForscherInnen Software? Welche Gründe stehen hinter der Entscheidung, Software – und speziell MAXqda – zu verwenden? Wie interagieren ForscherInnen mit ihren Daten? Wie gestaltet sich die Teamarbeit? Schafft die Verwendung von MAXqda zeitliche Freiräume?

In meinen Analysen zeichnet sich insbesondere ab, dass Anforderungen des wissenschaftlichen Betriebs – in erster Linie Zeit- und Legitimationsdruck – die Nutzung von QDA-Software stimulieren und formen können. Damit lenke ich meinen Blick auf den Diskurs hinter der Verwendung von Software: Welche Angebote zur Legitimation werden ForscherInnen in Schulungen/Lehrbüchern gemacht? Welche Argumente nutzen ForscherInnen in der Folge zur Legitimation ihres Vorgehens?

Zunächst zeige ich, dass in professionellen Ausbildungsangeboten wie Workshops oder Lehrbüchern Amalgame aus technischem und methodischem Vorgehen angeboten werden. Anhand meiner Interviews und Beispielen aus Lehrbüchern erarbeite ich folgende These: Aufgrund der Anforderungen des wissenschaftlichen Betriebs wird es für ForscherInnen riskant, die Komponenten ‚Softwareoption‘ und ‚Forschungsmethode‘ individuell in eigenen Forschungsprojekten zu arrangieren, zu *funktionalisieren* – stattdessen entsteht eine Tendenz dazu, ‚Komplettpakete‘ zu übernehmen oder diese lediglich geringfügig zu modifizieren.

Die Frage, ob und wie QDA-Software qualitatives Forschen verändert, führte bislang zu Grabenkämpfen: Je nach Blickrichtung ist Software schillernde Heilsbringerin oder positivistisches Schreckgespenst; setzt Kreativität frei oder zwingt in methodologische Fesseln; entfremdet von den Daten oder erschafft Nähe zu ihnen. Techno-ideologische Scharmützel haben bislang nicht zu nennenswerten Erkenntnissen über QDA-Softwarenutzung geführt. Sie lenken

bis heute davon ab, dass die Art und Weise der QDA-Softwarenutzung letztlich durch die Anforderungen des wissenschaftlichen Betriebs gesteuert ist. Über Diskurs und Struktur hinter der Verbreitung von CAQDAS gibt es bislang höchstens zaghafte Andeutungen in der Forschungsliteratur. Einen ersten konkreten Beschreibungsversuch unternehme ich in dieser Arbeit am Beispiel von MAXqda.

In einem letzten Schritt skizziere ich, wie – und von wem – die Nutzung von QDA-Software inszeniert und definiert wird. Ich zeige, wie computerunterstützte¹ Datenanalyse in Lehrbüchern als zeitgemäße, transparente Form wissenschaftlichen Vorgehens präsentiert wird und wie sie einem Zerrbild archaischen, verdunkelten ‚manuellen‘ Arbeitens gegenüber gestellt wird. Daraufhin entwickle ich die These, dass das Label ‚computerunterstützte Datenanalyse‘ auf spezielle, meist kommerzielle Softwarepakete abonniert wird – auf genau diejenigen Softwarepakete, die letztlich im Zentrum professioneller Lehr- und Schulungsangebote stehen. Ich zeige, wie zugleich verschleiert wird, dass ‚computerunterstützte Datenanalyse‘ auch ohne diese Programme durchgeführt werden kann: Vorteile computergestützten Arbeitens sind nicht auf (kommerzielle) QDA-Programme beschränkt.

Ich wende meinen Blick also im Laufe der Untersuchungen von der Software als technische Ressource sowie den AnwenderInnen ab und fasse deren Einbindung in das System ‚Wissenschaft‘ ins Auge. Die Frage lautet nicht mehr: Wie formt Softwarenutzung wissenschaftliches Arbeiten? Sondern: Wie formt Wissenschaft die Softwarenutzung? Ich will mit dieser Arbeit vor allem darauf aufmerksam machen, dass der Diskurs *hinter* der QDA-Softwarenutzung dringend empirisch erforscht werden muss: Wie erlernen ForscherInnen die Softwarenutzung? Von wem? Wie genau wirken sich Zeit- und Legitimationsdruck auf Angebot und Nachfrage von Lehrangeboten aus? Wie wirkt sich dieser Druck in der Folge auf die Methodik und Softwarenutzung aus? Inwiefern grenzt sich eine Gruppe der UserInnen spezieller QDA-Software von Nicht-UserInnen ab? All diese Fragen werden begründet und diskutiert – vor allem aber gestellt. Ich rege damit dazu an, die innerwissenschaftliche Diskussion über den Einfluss von CAQDAS nicht mehr auf Basis methodologischer oder technischer Aspekte zu führen – sondern vielmehr die Diskurslogik der Wissenschaft anhand des Phänomens ‚CAQDAS‘ kritisch auszuleuchten.

¹ Die Bezeichnungen ‚computerunterstützte Datenanalyse‘ und ‚computergestützte Datenanalyse‘ werden im Folgenden synonym verwendet.

2. Wissens-, Wissenschafts- und Techniksoziologie: Ein verknüpfender Blick in die Geschichte

Die Verwendung einer Software im akademischen Forschen – geht es hier um die Produktion von Wissen, um Technik, um Wissenschaft, um einzelne ForscherInnen? Ein kurzer Blick in die Geschichte der Wissenssoziologie zeigt, dass all diese Aspekte kaum voneinander getrennt betrachtet werden können und daher auch in dieser Arbeit berücksichtigt werden müssen.

Die Wissenssoziologie nimmt im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ihren Anfang mit der Einsicht, dass Wissen nicht objektiv, sondern subjektiv ist. Für Karl Mannheim, einen der frühen WissenssoziologInnen, ist Wissen an das Subjekt gebunden und damit vom Standort abhängig; jeder Blick impliziert, dass es einen Blickwinkel gibt (vgl. Maasen 1999: 17f). Die Wissenssoziologie nach Mannheim versucht folglich, die Beziehung zwischen Wissen und der Perspektive des Wissen produzierenden Subjekts zu beschreiben somit dahinter liegende soziale Einflüsse herauszuarbeiten (vgl. Knoblauch 2005: 104). In der Folge entwickelte sich eine wissenssoziologische Denkrichtung, die sich auf die Typisierung, Idealisierung und Institutionalisierung, kurz: die Konstruktion von Wissen im sozialen Raum konzentrierte. Den zu Klassikern gewordenen Soziologen Alfred Schütz und Peter Berger/Thomas Luckmann geht es vor allem um die Frage, nach welchen Mustern und Regeln sich Wissen in einer Gesellschaft verteilt, etabliert und festsetzt (vgl. Maasen 1999: 24-27). Aus dieser sozialkonstruktivistischen Sicht sind die Regeln dafür, was Wissen ist und wie wir damit umgehen, in die Gesellschaft eingeschrieben, in der wir uns als Subjekte bewegen. Um Wissen besser zu verstehen, kann der Fokus also auf das Subjekt oder auf die gesellschaftlichen Prozesse gesetzt werden. Die Diskursanalyse nach Michel Foucault widmet sich letzterem: dem überindividuellen gesellschaftlichen Kommunikationsraum. In seiner *Archäologie des Wissens* (Foucault 1974) geht es Foucault darum, Regeln des Wissensdiskurses zu beschreiben und die dahinter liegenden regelnden gesellschaftlichen Abläufe und Strukturen aufzudecken (vgl. Maasen 1999: 31).

Wenn Wissen sozial hergestellt ist, dann ist es nicht nur von einem abstrakten gesamtgesellschaftlichen Hintergrund abhängig, sondern auch von konkreten Arbeitsbedingungen und der Kommunikation am Arbeitsplatz: vom Alltag. Wenn es in die Gesellschaft eingeschrieben ist, dann heißt das, dass es auch in Handlungsabläufe, Kommunikation und Gerätschaften eingeschrieben sein muss. Bereits Max Scheler kam im frühen 20. Jahrhundert zu der Erkenntnis, dass wissenschaftliches Wissen nicht die einzige oder gar beste Form des Wissens sein könnte (vgl. Maasen 1999: 14f). Trotzdem nimmt wissenschaftlich produziertes

Wissen in der Wissenssoziologie einen wichtigen Platz ein. In den späten 70er und 80er Jahren rückt mit den sogenannten Laborstudien (beispielsweise Latour/Woolgar 1979; Knorr-Cetina 2002 (zuerst 1984)) der Entstehungsort naturwissenschaftlicher Arbeit ins Visier von WissenssoziologInnen. Das (naturwissenschaftliche) Labor wird als sozialer Rahmen gesehen, in dem Phänomene rekonfiguriert und kontrolliert werden. Bruno Latour/Steve Woolgar und Karin Knorr-Cetina begeben sich in Labore und beobachten, wie auf den ersten Blick rational-naturwissenschaftliches Wissen in Interaktionsprozessen zwischen Menschen sowie zwischen Menschen und Maschinen hergestellt wird. Damit rufen die BeobachterInnen einen wichtigen Faktor der Wissensproduktion auf den Plan: Die Technik. Der provokante Titel eines Aufsatzes von Steve Woolgar – *Why not a sociology of Machines?* (Woolgar 1985) – verdeutlicht das vermeintlich paradoxe Verhältnis zwischen Technik und Subjekt. Was ist Technik? Ist sie Teil der Gesellschaft oder eher das Gegenteil davon? Und: sind Objekt und Subjekt in der Wissensproduktion zwei sich gegenüberstehende Kategorien?

Besonders Bruno Latour stemmt sich gegen die Trennung von (technischen) Objekten und (sozialen) Subjekten. Wissenschaftliches Wissen lässt sich für ihn „nicht auf das Soziale reduzieren, weil dieses mit Objekten bevölkert ist, die mobilisiert worden sind, um es zu konstruieren“ (Latour 1998: 14). Handeln ist für Latour eng mit technischen Artefakten verbunden, ja, diese sind sogar aktiv ins Handeln eingebunden. In der von ihm mitentwickelten Akteur-Netzwerk-Theorie wird dementsprechend angestrebt, keine analytische Abgrenzung zwischen Subjekten, Objekten, Zielen oder Funktionen vorzunehmen (Hillebrandt 2004: 23). Dementsprechend erscheint Technik nicht nur am Rande des Feldes ‚Soziologie‘, da Menschen Technik benutzen. Sie wird äquivalent zu Subjekten und als soziale Prozesse gleichwertig mitkonstituierend anerkannt (vgl. Rammert 2008: 345). Produkte wie Wissen sind damit sowohl von Subjekten, als auch von Objekten geformt. Auch der Techniksoziologe Werner Rammert (1993: 276; 1983: 22ff) greift diese Sichtweise in seinem „Konzept einer sozialen Dynamik der technischen Entwicklung“ (Rammert 1993: 276) auf, indem er letztere als ein sich ständig rückkoppelndes Zusammenspiel von ökonomischen und politischen Strukturen sowie kulturell geprägten Werten beschreibt.

Wie lässt sich Wissen dann greifen, soziologisch gesehen? Nina Degele macht sich Niklas Luhmanns Kommunikationsmodell zunutze wenn sie festhält, dass Wissen sowohl Grundlage als auch Mittel der Kommunikation sei – der grundlegenden Operation der Gesellschaft (Degele 2000: 40f). Sie fasst zusammen, dass Wissen für die Soziologie über drei Hauptangriffspunkte verfügt: Es ist Handlungskompetenz, also Kommunikationskompetenz; es ist ein Prozess, kann sich – auch unabhängig

vom Inhalt – verändern; es bewirkt etwas, wirkt sich auf die Gesellschaft und damit auch wieder auf Wissen selbst aus (vgl. Degele 2000: 48).

Nach Latour ist es die Aufgabe der Techniksoziologie, herauszuarbeiten, „wie der Mensch als sozialer Akteur mit den technischen Artefakten in Assoziation tritt“ (Hillebrandt 2004: 25). Angesichts dieser Verschmelzung von Subjekt und Objekt stellt sich die Frage, ob und inwiefern Technik- und Wissenssoziologie überhaupt voneinander abgegrenzt werden können. Besonders eindrucksvoll verdeutlicht das die Computer- und Informationstechnik. Mit der modernen Informationstechnologie steht die Soziologie vor einem Phänomen, in dem Technologie und Wissen besonders stark verschmelzen. Der Computer ist zwar eine Maschine – doch er ist auch ein Medium, denn es kann mit ihm Wissen geformt und verbreitet werden. Und mehr noch: Er ist ein mächtiger Manipulator von Symbolen, Mittels des Computers können ganze symbolische Welten aufgebaut werden (vgl. Degele 2000: 60ff; Rammert 1993: 268). Zur Technisierung *durch* Wissen gesellt sich in der Folge eine Technisierung *von* Wissen; Wissen wird mit technischem Wissen aufgeladen (vgl. Degele 2000: 63). Folglich ist auch für Manuel Castells nicht die Bedeutung von Wissen und Information für eine computerisierte Gesellschaft charakteristisch, „sondern die Anwendung dieses Wissens und dieser Information zur Erzeugung neuen Wissens und zur Entwicklung von Geräten zur Informationsverarbeitung und zur Kommunikation“ (Castells 2001: 34).

Die Analyse der Verwendung von QDA-Software in akademischem Forschen verknüpft also zahlreiche wissens- und techniksoziologische Dimensionen: Wissen ist an Blickwinkeln verwurzelt (Mannheim); Wissen ist institutionalisiert (Berger/Luckmann) und diskursiv durch Machtmechanismen reguliert (Foucault); wissenschaftliches Wissen entsteht in technisch und sozial geprägten Rahmen (Knorr-Cetina, Latour); Technik und Subjekt sind als gleichermaßen handlungsfähig betrachtbar (Latour); Technische Entwicklung ist rückgekoppelt mit politischen Faktoren, ökonomischen Faktoren und Werten (Rammert); Software/Technik-Nutzung ist die Anwendung von Wissen auf Wissen (Degele, Castells).

Wenn ich mich in dieser Arbeit mit der Verwendung der Software MAXqda auseinandersetze, beschäftige ich mich also nicht nur damit, wie ForscherInnen wissenschaftliches Wissen bei der Verwendung einer Software produzieren. Ich frage auch danach, auf welche (institutionalisierten und in Machtstrukturen verwobenen) Wissensbestände sie vor und während der Verwendung der Software zugreifen und welche Anforderungen des akademischen Parketts die computerisierte Wissensproduktion formen können. Zunächst möchte ich aber einen Blick auf die Art Programm werfen, um die es in dieser Arbeit geht: Was ist das eigentlich, eine QDA-Software?

3. MAXqda und die Kernfunktionen von QDA-Software

Das Programm MAXqda wird ab Mitte der 80er Jahre von Udo Kuckartz entwickelt und erscheint erstmals im Jahr 1989 unter dem Namen MAX (Verbi 2008a). Der Name des Programms ist an den Namen Max Webers angelehnt, da MAX, beziehungsweise das ab 1997 veröffentlichte WinMAX „an den methodischen Überlegungen von Max Weber und Alfred Schütz orientiert ist und auf eine methodisch kontrollierte Typenbildung zielt“ (Kuckartz 1999: 31 nach Ducar 2004: §5; vgl. hierzu insbesondere Colins/Broekaert/Vandeveldel/Van Hove 2008). Im Laufe der Jahre wird das Programm weiterentwickelt und mit zusätzlichen Funktionen ausgestattet (siehe hierzu: Verbi 2008a): Es werden immer mehr Möglichkeiten der Visualisierung eingebettet, wie beispielsweise die Codierstreifen am Rand des Textes (1997) und die Code-Matrix- sowie Code-Relations-Browser (2004).² Das farbige Textportrait, Textvergleichs-Tools und andere Visualisierungsinstrumente kommen im Jahr 2007 hinzu. Im Jahr 2003 wird das Programm um ein Hilfsmittel erweitert, das die quantitative Inhaltsanalyse erleichtern soll: MAXDictio. Zwei Jahre später erscheint mit MAXMaps ein Tool, mit dem grafische Netzwerke erstellt werden können. Die aktuelle Version des Programms wird seit 2007 unter dem Namen MAXqda2007 verkauft.³ Die Software wird heute vom Unternehmen Verbi Software vertrieben, dessen Geschäftsführerin Anne Kuckartz ist.

MAXqda, ATLAS.ti, NVivo und die weiteren heute verbreiteten Programme, die als CAQDAS oder QDA-Software bezeichnet werden, ermöglichen mit ihren Grundfunktionen, erhobene Daten zu verwalten, zu markieren, zu durchsuchen und darzustellen.⁴ Mittels dieser vier Grundfunktionen helfen Programme wie MAXqda grundsätzlich beim Organisieren von Daten. Doch kann die ‚Computer Assisted Qualitative Data Analysis Software‘ auch analysieren? Die Antwort ist einfach: Sie kann es nicht. Denn wie Kelle hervorhebt, kann „die zentrale Aufgabe qualitativer Forschung, nämlich das Verstehen von Bedeutung im Text, nicht von einem Computer übernommen werden.“ (Kelle 1995: 3).⁵ Doch auch wenn die Programme nicht selbst analysieren können: Sie bieten die Möglichkeit, am Bildschirm zu analysieren. Man kann Textstellen, Kategorien oder Codes mit

² Ein Screenshot der Bedienoberfläche des Programms befindet sich im Anhang (Anhang 1a).

³ Wenn ich im Folgenden von MAXqda spreche, ist damit die neueste Version, also das Paket MAXqda2007 gemeint.

⁴ Eine recht aktuelle und vielschichtige Zusammenschau von QDA-Programmen und deren speziellen Funktionen stellt Lewins/Silvers „Using Software in Qualitative Research“ dar. (Lewins/Silver: 2007). Eine ausführliche Beschreibung aller Funktionen von MAXqda findet sich im Handbuch der Software (Verbi 2007).

⁵ Übersetzt nach Kelle (1995:3): „The central analytic task in qualitative research – understanding the meaning of text – cannot be computerized [...]“.

Notizen versehen und zwischen ihnen Verknüpfungen herstellen; am Bildschirm kann man durch ausgeprägte Darstellungsfunktionen auch grafisch Theorie-Gebilde ausarbeiten. Weil ich mich in meiner Arbeit speziell mit MAXqda beschäftige, bezieht sich meine Vorstellung der Grundfunktionen von QDA-Software auch auf dieses Programm. Da sich die verbreiteten Softwarepakete in ihren Funktionen stark ähneln, treffen meine Beschreibungen im Kern auch für andere Programme zu.⁶

VERWALTEN. MAXqda erlaubt den Import von Text-Daten (RTF- und TXT-Format), unterstützt den Import von vorstrukturierten Datensätzen und bietet Hilfsmittel zum strukturierten Import von großen Mengen an Text. Zusätzlich können Bilder, Grafiken, Excel-Tabellen oder Powerpoint-Folien importiert werden. Auch die Verknüpfung von digitalen Tonband-Stellen mit Text wird durch Zuhilfenahme des Transkriptionsprogramms ‚F4‘ möglich. ‚F4‘ erstellt Zeitmarken, die MAXqda erkennt und das Transkriptionsprogramm veranlassen, die entsprechenden Bandstellen anzusteuern. Sämtliche eingelesene Daten werden in einer eigenen Datei abgespeichert. Alles, was man also von verschiedenen ‚Orten‘ importiert, wird zentral gesichert. Daten können außerdem verschieden klassifiziert werden: So kann man über die sogenannte ‚Memo‘-Funktion beispielsweise Notizen oder erste Forschungsergebnisse als solche markieren und separat organisieren. Es ist möglich, auch nach dem Importieren der Daten Änderungen an den Texten vorzunehmen; Daten können auch direkt ins Programm transkribiert, verändert und gelayoutet werden, ohne den Umweg über ein Textverarbeitungs- oder Transkribierprogramm zu gehen. Texte werden entweder in Absätze oder durch fest zugeordnete Zeilennummern strukturiert. Einzelne Text-Daten können in verschiedene Gruppen unterteilt und so zentral organisiert werden. MAXqda erlaubt es auch, den verschiedenen Texten Informationen (zum Beispiel demografische Details) zuzuordnen und die Datensätze nach diesen Kriterien zu durchsuchen. Die Verwaltungsstruktur von MAXqda ist ähnlich aufgebaut wie die hierarchische Ordnerverwaltung von Programmen wie dem Windows-Explorer: Neue Unterordner können jederzeit erstellt, verschoben und wieder gelöscht werden.

⁶ Weil das unterschwellige Nahelegen bestimmter Forschungsmethoden durch die Softwarenutzung ein – meiner Ansicht nach gerechtfertigter – Diskussionspunkt im Diskurs über CAQDAS ist, werde ich die folgende Vorstellung der Grundfunktionen von MAXqda so untheoretisch wie möglich halten. Ich versuche, die Funktionen als solche möglichst ‚neutral‘ und so weit wie möglich abgekoppelt von qualitativer Forschung zu beschreiben – in dem Maße, in dem die Anschaulichkeit der Beschreibung nicht zu sehr zu leiden hat.

MARKIEREN. Es lassen sich Textstellen markieren, verschlagworten und mit Kommentaren versehen – damit ermöglicht die Software beispielsweise die Codierung der Daten oder die Einteilung von Textstellen in Kategorien. Die QDA-Programme listen die Markierungen (in MAXqda: ‚Codes‘) automatisch auf, und je nach Programmart können sie hierarchisch und/oder in Netzwerken organisiert werden. Die Software bietet zudem die Möglichkeit, verschiedenen ‚Codes‘ Farben zuzuordnen, was die Organisation zusätzlich erleichtern soll. Außerdem besteht die Möglichkeit, Textstellen unter verschiedenen UserInnen-Identitäten markieren zu lassen, so dass nachvollziehbar wird, wer zu welcher Zeit welche Markierungen vorgenommen hat. MAXqda bietet eine hierarchische Gliederung von ‚Codes‘ an, die jedoch bei Bedarf durch die Nutzung des Mapping-Tools MAXMaps aufgelockert werden kann. Werden Kategorien umbenannt oder zusammengefasst, kann das Programm die betroffenen Textstellen im gesamten Korpus automatisch nach der Eingabe umcodieren. An markierte Stellen, an Textabschnitte, ganze Texte oder Schlagworte können außerdem deren Definitionen und Ankerbeispiele angehängt werden; in MAXqda heißen diese anhängbaren Texte ‚Memos‘. MAXqda stellt außerdem ein Instrument zur ‚halbautomatischen‘, beziehungsweise ‚automatischen‘ Codierung/Kategorienerstellung zur Verfügung: Mittels einer Volltextsuche können Textstellen, die einzelne Worte enthalten, angesteuert und (automatisch) verschlagwortet werden.

SUCHEN. Mit den Suchfunktionen können markierte Stellen rasch wiedergefunden werden; der ganze Datensatz oder auch Teile davon können schnell durchsucht werden. Die Ergebnisse werden vom Programm angezeigt, indem die entsprechenden Textstellen angesteuert werden. Es können beispielsweise alle Textpassagen ausgegeben werden, die mit einem bestimmten Schlagwort markiert wurden. MAXqda erlaubt die Suche mit Bool’schen Operatoren sowie Überlappungen – und macht dadurch auch komplexere Suchdurchläufe möglich (beispielsweise: Schlagwort A überlappt Schlagwort B; A+B oder A+C; A wenn nicht B+C...). Mit den Suchfunktionen können sowohl Texte und Textgruppen als auch Notizen und Randbemerkungen durchforstet werden. Vereinfacht gesagt: Alles, was ins Programm eingegeben wird, kann auch durchsucht werden.

DARSTELLEN. Daten, die im Programm sichtbar sind, können auch wieder von MAXqda ausgegeben werden: Je nach Daten-Art beispielsweise als RTF-Dateien, als Excel-Tabellen, im HTML-Format – oder schlicht als Screenshots. Denn MAXqda bietet eine Reihe von Visualisierungsmöglichkeiten: Verschiedenfarbige Markierungen (‚Codierungen‘) des Texts können beispielsweise im ‚Textportrait‘

angezeigt oder in der ‚Codeline‘ mit Markierungen anderer Texte verglichen werden. Häufigkeiten von ‚Codes‘ in bestimmten Interviews oder von Überlappungen von ‚Codes‘ werden im Code-Matrix-Browser, beziehungsweise im Code-Relations-Browser grafisch angezeigt.⁷ Das Zusatzmodul MAXMaps schließlich erlaubt es, alle in MAXqda eingelesenen, eingegebenen und erarbeiteten Informationen auf einer virtuellen Tafel anzuordnen, zu verknüpfen und damit grafische Netzwerke zu erstellen.

Nachdem ich die Grundfunktionen von QDA-Software dargestellt habe, stellen sich einige interessante Fragen: Verändern die Software-Funktionen die Arbeit von ForscherInnen? Was geschieht im Forschungsprozess, wenn Daten zentral organisiert und schnell verschlagwortbar werden – und markierte Stellen noch schneller wieder gefunden werden können? Was passiert, wenn ich meine Daten nicht mehr ‚von Hand‘, sondern am Computer bearbeite? Wie verändert sich die Handhabung und Wahrnehmung von textuellen Daten? Und vor allem: Verändert sich die Qualität der Forschung? Diese Fragen beschäftigen NutzerInnen, EntwicklerInnen und ForscherInnen seit dem Auftauchen der QDA-Programme in der qualitativen Forschung. Auf der Suche nach Antworten auf diese Fragen werfe ich deshalb im nächsten Kapitel einen genauen Blick auf die Forschungsliteratur zu CAQDAS.

4. Forschungslage und Hauptaspekte der CAQDAS-Diskussion

Es gibt nur wenige empirische Arbeiten, die sich gezielt der Nutzung von QDA-Software und deren Auswirkungen im qualitativ-wissenschaftlichen Diskurs widmen. (Vgl. auch Kuckartz 2007a: 26f; Fielding/Lee 1998: 2). Vor allem in den Anfangstagen der computergestützten Analyse beruhen viele Aussagen auf Spekulationen (Lee/Fielding 1996: § 3.2; Lee/Fielding 1995: 29; vgl. auch Flick 2002: 362). Bis heute sind wissenschaftliche Artikel über die Arbeit mit QDA-Software größtenteils Selbstbeobachtungen von ForscherInnen, oft Nebenprodukte der eigenen Arbeit mit CAQDAS-Paketen oder der Lehre von QDA-Nutzung (beispielsweise Bringer/Johnston/Brackenridge 2006 und 2004; Buston 1997; MacLaran/Catterall 2002; Bourdon 2002; Carney/Joiner/Tragou 1997; Ford/Oberski/Higgins 2000; Morison/Moir 1998; Ozkan 2004; Welsh 2002; Wenzler-Cremer 2007; Wickham/Woods 2005; Thompson 2002; Carvajal 2002). Derartige Artikel liefern wertvolle Informationen über die Softwarenutzung im Einzelfall und über Reflexionsprozesse in qualitativer Forschung – doch auch in der Summe sind sie kein Äquivalent für gezielte Befragungen und systematische Beobachtung von außen.

⁷ Ein Screenshot der bilgebenden Funktion ‚Codeline‘ befindet sich im Anhang (Anhang 1b)

Einige wenige Arbeiten beruhen auf der Analyse von Forschungsarbeiten oder beschäftigen sich mit der Sekundärauswertung von Artikeln über QDA-Software. McMillan und Koenig (2004) untersuchen die Datenbank von Sociological Abstracts und finden insgesamt 24 Artikel, die sich speziell mit den Vorteilen und Nachteilen von QDA-Software befassen; davon waren zehn Artikel von Software-EntwicklerInnen selbst geschrieben worden (MacMillan/Koenig 2004: 180). Kritisch sehen König und McMillan auch, dass Software-EntwicklerInnen und EnthusiastInnen (wie beispielsweise TrainerInnen) Softwarenutzung in Publikationen als die einzige moderne Form der Forschung anpriesen oder die Nutzungshäufigkeit übertreiben würden. Grunenberg (2007: 210) stellt in seiner Analyse von Forschungsarbeiten fest, dass in den 60 von ihm analysierten wissenschaftlichen Publikationen nur drei explizit darauf hinweisen, dass mit QDA-Software gearbeitet wurde.⁸ Auch Seale (2002) untersucht veröffentlichte Studien, die mit QDA-Software durchgeführt werden. Er kommt zum Ergebnis, dass die beschriebenen Analysen und die Softwarenutzung recht simpel seien. (Seale 2002 nach Gibbs/Friese/Mangabeira 2002: § 25; 23). Diese Studien verdeutlichen vor allem eines: Der Mangel an Empirie und der in der Forschung wenig diskutierte Entstehungshintergrund der meisten Publikationen zu QDA-Software – sowie die mit diesem Hintergrund verknüpften Problematiken – machen es notwendig, stärker empirisch über die Softwarenutzung zu arbeiten. Die erste NutzerInnenbefragung zu QDA-Software wird von Brent/Scott/Spencer im Jahr 1987 durchgeführt (Brent/Scott/Spencer 1987). Das Trio erhebt unter anderem, welche Software genutzt wird und fragt danach, wie sich die Produktivität mit der Programmnutzung ändert. Lee/Fielding befragen 1993 zum ersten Mal qualitativ Forschende zur Computernutzung. Die darauf folgende, größer angelegte Studie führt zu dem Standardwerk ‚Computer Analysis and Qualitative Research‘, das im Jahr 1998 veröffentlicht wird (Lee/Fielding 1995; Fielding/Lee 1998). Mangabeira führt ebenfalls Mitte der 90er eine ethnographische Untersuchung durch, in der sie Lehrende und Studierende einer britischen Universität über deren Softwarenutzung befragt (Mangabeira/Lee/Fielding 2001; Mangabeira/Lee/Fielding 2004). Neueren Datums ist Stefers quantitative UserInnenbefragung aus dem Jahr 2006 (Stefer 2007). Er fragt unter anderem danach, wie ForscherInnen auf die Software-Pakete aufmerksam wurden und inwiefern Probleme bei der Nutzung auftraten.

⁸ Die untersuchten Artikel sind aus dem Zeitraum von 1998 bis 2001. Grunenberg führt die geringe Zahl der bekennenden NutzerInnen zum einen auf eine „Dunkelziffer“ (Grunenberg 2007: 217) der Nutzung zurück und zum anderen darauf, dass die positiven Aspekte der QDA-Nutzung „noch nicht ausreichend bekannt“ (Grunenberg 2007: 217) seien.

Da die Grundlage meiner Arbeit aus qualitativen Interviews besteht, beschreibe ich zunächst die qualitativen Studien Lees, Fieldings und Mangabeiras genauer. In einer Zwischenbetrachtung werden die wichtigsten Erkenntnisse aus diesen Arbeiten zusammengefasst und diskutiert. In einem zweiten Schritt skizziere ich die wichtigsten Aspekte der Diskussion um QDA-Software: Hoffnungen und Ängste – beobachtete Effekte und befürchtete Auswirkungen.

4.1 Qualitative Studien zur CAQDAS-Nutzung: Zugänge und Ergebnisse

Lee/Fielding führen im Jahr 1993 mehrere Gruppendiskussionen mit ForscherInnen in Großbritannien durch, die mit dem Ethnograph, NUD*IST und Hypersoft arbeiten. Die Studie ist laut Lee/Fielding ein Schnappschuss, der die spekulative Diskussion um die Folgen von Softwarenutzung in der qualitativen Forschung empirisch bebildern soll (Lee/Fielding 1995: 29; 40). Fielding/Lee bauen die Studie von 1993 weiter aus, indem sie weitere Interviews und Gruppendiskussionen in Focus Groups durchführen. Abgerundet wird die Erhebung mit der Analyse von Beiträgen in akademischen Zeitschriften. Die Studie stellt bis heute den ausführlichsten Beitrag dar, der – gemäß Fielding/Lees selbst formuliertem Anspruch – auf fester empirischer Basis die wichtigsten Entwicklungen, Hoffnungen und Befürchtungen von CAQDAS-Nutzung bespricht. (Vgl. Fielding/Lee 1998: 2).

Lee und Fielding interessiert, aus welchen Gründen ForscherInnen QDA-Software nutzen: Einige WissenschaftlerInnen glauben, dass sie ihrer Projektdaten aufgrund der anfallenden Menge und Komplexität anders nicht mehr Herr werden können. Vor allem das leichte Wiederfinden („Retrieval“) von kategorisierten Textstellen ist ein häufig genannter Grund, aus dem ForscherInnen nach Softwarepaketen greifen (Lee/Fielding 1995: 31; 33f; Fielding/Lee 1998: 59f; 79; 81). Von den Funktionen der Software abgekoppelt ist hingegen das von Lee und Fielding erwähnte Bedürfnis von einigen ForscherInnen, ihrem ‚weichen‘ Forschungsdesign mehr ‚harte‘ Rationalität, Transparenz und damit (inner- und außerwissenschaftliche) Legitimation zu verleihen (Lee/Fielding 1995: 32; Fielding/Lee 1998: 58; 64-68; 84; 135). Einige Befragte äußern in diesem Zusammenhang die Sorge, dass Software genutzt werden könnte, um über methodologische Unsauberkeiten hinwegzutäuschen (Fielding/Lee 1998: 138). ForscherInnen, die Qualifizierungsarbeiten schreiben, interessieren sich nach Lee und Fielding verstärkt für Softwarepakete, da diese eine gewisse Strukturierung der Daten nahe legen. Die Demonstration der Fähigkeit zur klaren Strukturierung könne von PrüferInnen mit

wissenschaftlicher Strenge gleichgesetzt werden und unterstütze in der Folge bei der Aufnahme in das wissenschaftliche Kollektiv (Fielding/Lee 1998: 152).

Einige ForscherInnen erläutern, dass der Codierprozess fordernder sei, da Kategorien schneller umdefiniert werden könnten und die Folge ausgeklügeltere Kategoriensysteme seien (vgl. Fielding/Lee 1998: 100; vgl. auch 91). Auf der anderen Seite können Fielding und Lee belegen, dass die teils komplexe Kategorisierung der Daten am Computer meist keine Überformalisierung, sondern eine erleichternde Möglichkeit zur Strukturierung darstellt (Fielding/Lee 1998: 107; vgl. auch 122).

Einige UserInnen fürchten jedoch, dass das Codieren am Bildschirm Distanz zu den Daten erzeugen könnte (Lee/Fielding 1995: 32; 34; Fielding/Lee 1998: 73-78). Gründe für mögliche Distanz sehen die Befragten in der Fragmentierung des Texts während des Retrievals (Fielding/Lee 1998: 74). ForscherInnen haben nach Fielding und Lee außerdem teils ein ungutes Gefühl, wenn sie ihre Daten nur noch am Bildschirm betrachten und nicht mehr auf Papier in die Hand nehmen können. (Fielding/Lee 1998: 76). Allerdings stellen Lee und Fielding fest, dass Nicht-UserInnen stärker fürchten, Softwarenutzung treibe sie weg von den Daten, als UserInnen dies tun (Fielding/Lee 1998: 62).

Lee/Fielding beobachten, dass das einfache Retrieval viel Zeit wieder Wett macht, die in den langwierigen Codierprozess investiert wurde (Fielding/Lee 1998: 131). Schnelle Suchfunktionen setzen zudem Kreativität in den UserInnen frei: ForscherInnen berichten, dass sie spielerisch Codes rekombinieren, weil es mit einigen Handgriffen möglich ist – und nicht stundenlanges Ausschneiden und Kleben die Experimentierfreude hemmt (Lee/Fielding 1995: 38; Fielding/Lee 1998: 132ff). Diese Beobachtungen stützen gleichzeitig Lee und Fieldings Argumentation, dass durch die Nutzung von QDA-Software keine Zeitersparnis im Analyseprozess als Ganzes erwartet werden darf (Lee/Fielding 1995: 38; Fielding/Lee 1998: 61).

Die Diskussionen in den Fokusgruppen zeigen, dass QDA-Software die Balance in Forschungsteams stark beeinflussen kann. Lee/Fielding berichten, dass einige technik-affine ForscherInnen einerseits fürchten, als BesserwiserInnen dazustehen – und dass andererseits die technische Expertise einzelner Gruppenmitglieder hierarchisierend und arbeitsteilend wirken kann (Lee/Fielding 1995: 37f; vgl. auch Fielding/Lee 1998: 115). Schwierigkeiten machte den Teams außerdem das Abgleichen der Daten mit den damals verfügbaren Softwarepaketen (Fielding/Lee 1998: 70f).

Insgesamt sehen nicht nur Qualifizierungskräfte die Systematik der Software als sinnvoll an (Fielding/Lee 1998: 84f). Lee und Fielding betonen jedoch, dass sich

die analytische Praxis durch Softwarenutzung nicht verändern würde: Denn die Handlungsmacht liege immer noch bei den ForscherInnen, nicht bei den Programmen (Fielding/Lee 1998: 68; 99; 103; 147). Diese Einschätzung ändert nichts daran, dass UserInnen die Softwarenutzung verschieden kritisch einschätzen. Einige ForscherInnen sind besorgt darüber, dass das technische Hilfsmittel ihren analytischen Zugang dominieren könnte (Fielding/Lee 1998: 139); andere bestätigen, dass sich ihre Sicht auf Daten durch die Programm-Nutzung nicht geändert habe (Fielding/Lee 1998: 148). Lee und Fielding deuten mehrmals an, dass Softwarenutzung zu systematischerer Analyse ermutigen könne, da die Software strukturiertere Vorgehensweisen nahe lege (Fielding/Lee 1998: 94). Darin, dass dies von einigen ForscherInnen kritisch beäugt wird, sehen Lee und Fielding einen weiteren Vorteil: Die Nutzung der Software lässt ForscherInnen hinterfragen, was sie tun – und das wiederum erhöht die Qualität qualitativer Forschung (Fielding/Lee 1998: 68; 77; 107).

Mitte der 1990er Jahre führt Mangabeira eine ethnographische Studie an einer britischen Universität durch, an der zwei verschiedene QDA-Pakete über das universitäre Netzwerk frei verfügbar sind.⁹ Mangabeira interessiert vor allem, wie und aus welchen Gründen Studierende und Forschende beginnen, QDA-Software zu nutzen – und welche Erwartungen sie dabei hegen (Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 168f). Mangabeira, Lee und Fielding verschmelzen ihre Arbeitsergebnisse in einem Artikel von 2004. Sie verfeinern Mangabeiras Typologie der UserInnen und werfen einen ersten Blick auf die hinter der Software stehende ForscherInnen-Community.

CAQDAS-NutzerInnen werden in Mangabeiras Analyse in drei Gruppen eingeteilt: *loyalist users*, *critical appropriators* und *experienced hands* (Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 170). Die *loyalist users* sind meist jüngere SoftwarenutzerInnen. Sie gehen laut der Studie eher routiniert mit den Programmen um und können Probleme mit der Software geschickt lösen; sie sind gleichzeitig den Stärken und Schwächen der Programme gegenüber weniger kritisch eingestellt. Als *critical appropriators* bezeichnen Mangabeira/Lee/Fielding ältere, erfahrene und in der Folge kritischere NutzerInnen. Diese sind laut der Studie skeptisch gegenüber Versprechungen von Software-EntwicklerInnen und nutzen gleichzeitig die QDA-Software tendenziell

⁹ Die Ergebnisse von Mangabeiras Studie werden zusammen mit den Ergebnissen von Lee/Fieldings Studie aus dem Jahr 1998 im spanischsprachigen Journal *Sociologias* (Mangabeira/Lee/Fielding 2001) veröffentlicht. Eine ins Englische übersetzte Fassung des Artikels erscheint im Jahr 2004 im *Social Science Computer Review* (Mangabeira/Lee/Fielding 2004). Meine Zusammenfassung stützt sich auf die Übersetzung von 2004.

kreativ, unkonventionell, vom Handbuchprozedere abweichend (Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 170). Als *experienced hands* bezeichnen Mangabeira/Lee/Fielding die Gruppe von älteren ForscherInnen, die zunächst „manuelle“ Formen der Datenorganisation erlernen (Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 172). Sie beschreiben diese Gruppe als zögerlicher und unselbständiger bei der Nutzung von QDA-Programmen.

Auf Grundlage von Fragebögen von über 1500 WorkshopteilnehmerInnen des ‚CAQDAS Networking Project‘ und den Ergebnissen aus Fielding/Lees Studie von 1998 stellen Mangabeira/Lee/Fielding eine vierte Gruppe vor, deren Mitglieder aus dem nicht-akademischen Bereich stammen und die nur wenig Erfahrung mit qualitativen Methoden haben: Die *instrumental adopters*. Mangabeira/Lee/Fielding vermuten, dass *instrumental adopters* qualitative Zugänge wählen, weil das Design der Software dies nahe legt – sie nutzen also eine bestimmte Methode aufgrund der Software, und nicht umgekehrt. Wie auch die Gruppe der *loyalist users* laufe diese Gruppe Gefahr, eine Forschungsmethode nicht überlegt und sensibel auszuwählen, sondern schlicht anzunehmen. In der Folge könne bei diesen NutzerInnen der Glaube entstehen, dass die Funktionen der Software bereits eine Form von qualitativer Analyse darstellen würden (Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 174f). Mangabeira/Lee/Fielding kommen zum Schluß, dass sich das Spektrum von NutzerInnentypen entlang der Dimensionen *Software-Erfahrung* und *Forschungs/Methodologie-Erfahrung* aufspannt. Die Gefahr, dass QDA-Software den methodischen Zugang dominieren könnte, sehen sie nur bei NutzerInnengruppen, die sowohl unerfahren in der Softwarenutzung als auch forschungs/methoden-unerfahren sind (Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 174f).

Die AutorInnen berücksichtigen noch einen weiteren, einen sozialen Faktor: Die CAQDAS-Community. Die Programmerstellung und -verbreitung ist nicht abgekoppelt vom akademischen Betrieb denkbar. Dies liegt ursprünglich daran, dass die ErstellerInnen von Softwarepaketen meist selbst ForscherInnen waren oder sind.¹⁰ EntwicklerInnen sind typischerweise überzeugt von ihrer Software – weil sie die Programme anfangs für eigene Forschungsarbeiten entwickelt und verfeinert haben. Die Anerkennung von Nutzen, Attraktivität und Glaubwürdigkeit¹¹ von QDA-Software und deren Anwendung entstehe aufgrund der unklaren Abgrenzung zwischen Entwickler/ForscherInnen und UserInnen:

¹⁰ Udo Kuckartz beginnt Ende der 80er damit, das heutige MAXqda zu entwickeln, Thomas Muhr und ForscherInnen um das *Archiv für Text, Lebenswelt und AlltagsSprache* (ATLAS) entwickeln ab 1989 ATLAS.ti, um nur die zwei prominentesten Beispiele aus dem deutschsprachigen Raum anzuführen (vgl. Mey/Mruck 2007: 142).

¹¹ „utility, attractiveness, and credibility“ (Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 176).

Die erfolgreiche Durchführung und Publikation von Studien verleiht ihnen – und der Software – mehr Reputation in der Forschungsgemeinschaft (Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 176).

Mangabeira/Lee/Fielding vermuten eine Art Synergie-Effekt, der eine bestimmte UserInnenstruktur und -gemeinschaft entstehen lässt. Die Zugehörigkeit zu dieser Struktur, zu dieser Community kann für junge ForscherInnen mit Prestigegewinn verknüpft sein: Laut Mangabeiras Daten spielt die formlose, kollegiale Vernetzung zwischen ForscherInnen und zwischen Studierenden eine bedeutende Rolle im Prozess der Software-Adaption. Durch die Nutzung von QDA-Software könne also auch die Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe ‚ForscherInnen‘¹² signalisiert werden (Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 169f).

4.2 Zwischenbetrachtung

Lee, Fielding und Mangabeira nehmen in ihren Forschungsprojekten die NutzerInnen genau unter die Lupe: Vor allem Lee und Fielding beschreiben mit der Umverteilung von Zeit, Frustrationen und der Veränderung des Teamworks mögliche Folgen der Softwarenutzung in qualitativer Forschung. Es wird in ihren Arbeiten deutlich, dass QDA-Nutzung – zumindest noch Mitte der 90er Jahre – mitunter ein Kampf mit Software und Hardware, aber auch mit kritischen KollegInnen und mit der universitären Verwaltung ist. Sie geben Einblicke in einen Forschungsalltag, der heute nicht mehr so existieren muss. Die Erhebungen sind über zehn Jahre alt, was für die digitale Welt fast eine Ewigkeit ist. Es ist also zu überprüfen, in wie weit die ausführlichen und aufschlussreichen Beobachtungen Lees, Fieldings und Mangabeiras noch auf den Forschungsalltag zutreffen. Das betrifft vor allem die Hoffnungen und die Ängste, welche die ForscherInnen bei der Nutzung hegen und die Art und Weise, mit der sie sich dem Computer als Arbeitsgerät nähern.

Die Studien zeigen, dass die Nutzung von Software die Möglichkeit beinhaltet, in einen Zirkel der UserInnen aufgenommen zu werden. Zugleich legen es Lee/Fielding/Mangabeiras Beobachtungen nahe, die doppelte Rolle von Software-EntwicklerInnen näher zu betrachten – vor allem, um Legitimations- und Verbreitungsstrategien offen zu legen. Lee, Fielding und Mangabeira fassen

¹² Die ‚Community‘ kann sich beispielsweise in Mailinglisten (wie beispielsweise in der Mailingliste des Forums Qualitative Sozialforschung), NutzerInnenforen von SoftwareanbieterInnen, regelmäßigen Tagungen (wie beispielsweise der in den 80ern 90ern stattfindenden SoftStat oder der seit Ende der 90er stattfindenden CAQD in Marburg) und Workshops manifestieren. Das wohl prominenteste Beispiel ist das von Lee und Fielding initiierte *CQADAS Networking Project*; im deutschsprachigen Raum orientierte sich die Pionierarbeit an der Arbeit des Networking Project, beispielsweise im DFG-Sonderforschungsbereich 186 (Statuspassagen und Risikolagen im Lebenslauf). (Vgl. Mey/Mruck 2007: 142).

Software-Nutzung nicht nur als einen Prozess auf, der an den Schreibtischen von ForscherInnen vonstatten geht. Sie deuten an, dass die Nutzung nicht abgekoppelt vom sozialen Umfeld und von Karriere-Ambitionen betrachtet werden sollte. Vor allem, wenn man von einem heutigen ‚Trend‘ zur computergestützten Analyse spricht, wird es interessant, das soziale Gefüge hinter der Nutzung ins Auge zu fassen.

Die Arbeiten beschreiben in Ansätzen auch, wie sich ForscherInnen beim Arbeiten am Computer fühlen: Welche Hürden sie nehmen, was sie anspricht oder frustriert. Nachfolgende Untersuchungen, die diese interessanten Ansätze aufgreifen, sind nicht unternommen worden; wenn über Softwarenutzung geschrieben wird, dann zumeist aus einem software-technischen oder methodologischen Blickwinkel. Die ForscherInnen und der soziale, forschungsstrategische Faktor ‚CAQDAS‘ sind blinde Flecken – erstaunlich in einer Forschungstradition, deren Standbein selbstreflexives Denken ist.

4.3 Kernpunkte der Diskussion um QDA-Nutzung

CAQDAS verändert qualitative Forschung auf allen Ebenen: Vom einzelnen Analysieren eines Texts über ein Forschungsprojekt bis hin zum wissenschaftlichen Diskurs. Mögliche Zeitgewinne, erwarteter oder tatsächlicher Reputations- und Gütezuwachs, Technikangst und Enthusiasmus sind miteinander verwoben und wirken sich gegenseitig aufeinander aus. Nachdem im letzten Kapitel die vorhandenen empirischen Untersuchungen beschrieben wurden, stelle ich in diesem Abschnitt gezielt die Kernpunkte der Diskussion um die CAQDAS-Nutzung vor.

4.3.1 Analyse am Computer – oder durch den Computer?

Morison/Moir (1998: 115) ermahnen, dass nicht nur die Software, sondern auch die Art und Weise, wie die Programme genutzt werden bestimmt, ob man sich als ForscherIn ein ‚trojanisches Pferd‘ ins Projekt holt. Andere ForscherInnen, wie beispielsweise Roberts/Wilson (2002: § 22-24) sehen in der Software ein positivistisches Werkzeug, das von vornherein nur begrenzt dazu geeignet ist, qualitative – sprachliche – Daten aufzubrechen. Häufiges Gegenargument dazu ist, dass die elektronische Datenorganisation und das Retrieval blanke Mechanisationen seien und damit nicht die Logik qualitativer Forschung untergraben würden (Kelle 1997: § 2.6). In der Betrachtung von Lees, Fieldings und Mangabeiras Analysen wurde bereits angedeutet, dass unerfahrene ForscherInnen ohne grundlegende methodische Ausbildung Gefahr laufen könnten, die Computernutzung als Analyse misszuverstehen. Wie Thompson (2002: § 7.41 nach MacMillan/Koenig 2004: 180) herausstellt, könnte von

unerfahrenen NutzerInnen der Name der Software bereits mit der Analyse gleichgesetzt werden – und dies auch, wenn Software-EntwicklerInnen meist davon Abstand nehmen, dass ihre Software Fähigkeiten der Analyse habe (vgl. Morison/Moir 1998: 115). MacMillan/König (2005:180) sehen jedoch vor allem in der – ihrer Ansicht nach meist unkritischen – Diskussion über CAQDAS die Gefahr, dass neue UserInnen die Softwarenutzung mit einem methodischen Zugang verwechseln könnten. Auch ausgemachte Software-BefürworterInnen wie Fielding (2000: § 6) fürchten, dass die Art und Weise der Beschreibung von QDA-Software – vor allem in Lehrbüchern – nahe legen könnte, dass computergestützte Analyse einen eigenständigen methodischen Zugang darstelle (Vgl. auch MacMillan/Koenig 2004: 181).

4.3.2 Erhoffte Zeitgewinne, erwartbare Zeitverluste

Lee und Fieldings Analysen haben gezeigt: Es ist eher unrealistisch – und riskant – von einer Beschleunigung des Forschungsprozesses als Ganzem auszugehen (Lee/Fielding 1995: 38; Fielding/Lee 1998: 61). Das hat auch mit der Weiterentwicklung der Software zu tun: Im Laufe ihrer Entwicklung lassen QDA-Programme immer feinere Codierungen und die Verwaltung komplexer Codesysteme zu (Creswell 1998: nach Wickham/Woods 2005: 689). Dadurch, dass die Code-Organisation ausgeklügelter und umfangreicher wird, können auch kleinteiligere Analysen durchgeführt werden. Darin sehen beispielsweise MacLaren/Catterall (2002) ein gewisses Risiko. Zwar organisiert die heute verfügbare Software eine quasi unbegrenzte Menge an Information – doch ab einem gewissen Maß kann der menschliche Verstand auch gut organisierte Information nicht mehr sinnvoll verwerten. Wenn das Code- und Kategorien-System rapide anwächst, könne nach MacLaren/Catterall Detailreichtum schnell in Unübersichtlichkeit umschlagen (MacLaren/Catterall 2002 nach Wickham/Woods 2005: 689). Lee und Fielding berichten außerdem, dass einige von ihnen befragte ForscherInnen sowohl ‚manuell‘ als auch am Computer gearbeitet hatten, was unterm Strich doppelten Zeitaufwand bedeutete. Einige ForscherInnen seien unter Zeitdruck auch wieder zu manuellen Arbeitsweisen zurückgekehrt – was ebenfalls einen enormen Verlust wichtiger Zeit bedeutete (Lee/Fielding 1995: 36).

Doch da die Software in erster Linie „clerical tasks of ordering and archiving texts“ (Kelle 1997: §6.3), also Aufgaben der Datenverwaltung übernimmt, kann in der Organisation einer Forschungsarbeit Zeit eingespart werden (vgl. Kuckartz 2007a: 18; Welsh 2002: §9; Thompson 2002: § 19). Infolgedessen besteht die Hoffnung, dass ForscherInnen weniger durch monotone Suchprozesse

gelangweilt würden und dadurch Kreativität freigesetzt werde (vgl. Lee/Fielding 1995: 38; Fielding/Lee 1998: 132ff). Gleichzeitig sinke mit der Analysezeit für einzelne Analysen auch die Hemmung, zusätzliche Analysen durchzuführen: „The speed of the computer alone can change what researchers even contemplate undertaking“ (Weitzman 2000: 807). Oder anders ausgedrückt: ForscherInnen können bei der Suche von Textstellen Zeit gewinnen, die sie für die eigentliche Analyse verwenden können (vgl. Thompson 2002: §19).

Die Auswahl eines Softwarepaketes scheint insgesamt wenig Zeit in Anspruch zu nehmen – da in den meisten Fällen keine wirkliche Auswahl getroffen wird, sondern Programme genutzt werden, die KollegInnen benutzen oder die an Universitäten gelehrt werden (Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 169; Lee/Fielding 1995: 20f; Stefer 2007: 242; vgl. auch für die Verbreitung von CAQDAS in Chile Osorio 2006: § 11).¹³ Seit Teschs (1990) viel beachtetem Vergleich von Softwarepaketen sind regelmäßig Versuche unternommen worden, QDA-Software einander gegenüberzustellen und damit möglichen NutzerInnen die Programmfindung zu vereinfachen (beispielsweise Weitzman/Miles 1995; Alexa/Züll 1999; König 2006: und Lewins/Silver 2007).

Darüber, wie viel Zeit die eigentliche Einarbeitung und die eventuelle Softwarewahl verschlingen, kann zu diesem Zeitpunkt nur spekuliert werden. Laut Stefers Erhebung erlernen zwei Drittel der UserInnen das Programm eigenständig (2007: 243) – was aufgrund der immer besser werdenden Tutorials, Handbücher und der Möglichkeit, auf Mailinglisten Problemlösungen zu erfragen erleichtert wird. Auch die Softwarepakete selbst werden bewusst immer weiter auf gute Bedienbarkeit getrimmt. Gleichzeitig werden CAQDAS zunehmend auch in die universitären Lehre qualitativer Forschung eingebunden und in Workshops gelehrt, was sich unter anderem an regelmäßigen Publikationen zur Lehre von QDA-Software niederschlägt (beispielsweise Carvajal 2002; Blank 2004; Walsh 2003; Hood 2006; Dresing 2007).

¹³ Osorios Beschreibung der Diffusion von QDA-Software in Chile zeigt gut, wie sich Softwarenutzung in der qualitativen akademischen und nicht-akademischen Forschung verbreitet – und welche Motivationen und Rahmenbedingungen auf die Verbreitung Einfluss haben. Die intensive Beobachtung der Verbreitung von CAQDAS in der südamerikanischen qualitativen Forschung – wie Osorio (2006) für Chile oder Cisneros-Puebla (2003) für ganz Südamerika dokumentiert – könnte unter Umständen auch Aufschlüsse auf Verbreitungsmotive in der deutschsprachigen qualitativen Forschung geben.

4.3.3 Quantifizierung – Trojanisches Pferd oder Zukunft qualitativer Forschung?

Der oben beschriebene Ausgleich von Zeitgewinn und Zeitverlust ist kein Nullsummenspiel. Zeitgewinne im Retrieval legen nicht nur nahe, dass die vorhandenen Daten genauer analysiert werden: Denn durch die Arbeitersparnis könnten auch schlichtweg mehr Daten bearbeitet werden. In der Tat berichten Fielding und Lee, dass die schiere Menge an zu analysierenden Daten viele ForscherInnen dazu bewegt, zu QDA-Software zu greifen (Fielding/Lee 1998: 59f). Seidel warnt bereits 1991 davor, zu viele Daten in ein qualitatives Projekt einzubinden – damit qualitative Daten zu jeder Zeit wie qualitative Daten behandelt werden können (Seidel 1991: 109; vgl. auch Kelle/Laurie 1995: 27f). Ein Trend zur Quantifizierung der qualitativen Forschung ist empirisch bislang jedoch nicht festgestellt worden. Lee und Fielding betonen, dass ForscherInnen nicht aufgrund der Softwarenutzung die Datenmenge erhöhen, sondern dass sie aufgrund der bereits vorhandenen Datenmenge Software benutzen (Fielding/Lee 1998: 79ff). Fielding und Lees Analyse von über 500 Abstracts qualitativer Studien aus dem Zeitraum 1977 bis 1993 ergab, dass sich die Korpusgröße mit der Verbreitung von QDA-Software in diesem Zeitraum nicht signifikant erhöhte (Fielding/Lee 1998: 80ff). Was diese Ergebnisse heute noch wert sind, ist allerdings fraglich. Abgesehen davon: Lee und Fielding erwähnen nicht, in wie vielen der untersuchten Projekte tatsächlich QDA-Software genutzt wurde. Grunenberg stellt in seiner Untersuchung (Zeitraum 1998 bis 2001) überrascht fest, dass „die marktüblichen QDA-Software-Pakete in den einbezogenen Artikeln keine Rolle spielen.“ (Grunenberg 2007: 210). Bis heute ist es also weiterhin offen, ob im Zuge der computergestützten Analyse die Korpora in der qualitativen Forschung größer werden.

Auf der anderen Seite erleichtern es heutige QDA-Programme, mit Wortsuchfunktionen und guten Möglichkeiten des Datenexports, auch quantitative Verfahren an das Datenmaterial heranzutragen - beispielsweise in Form von Korrelationsmatrizen oder Clusteranalysen im Rahmen von inhalts- und textanalytischen Verfahren (vgl. Fielding/Lee 1998: 52; Kuckartz 2007: 19; 24f). Einerseits besteht dabei die Hoffnung, die mitunter ideologische Kluft zwischen qualitativer und quantitativer Forschung zu schließen – andererseits warnen beispielsweise Baptiste (2001: § 20) und Fielding vor einer Tendenz zur “neo-quantification of program output” (Fielding 2000: § 12).

4.3.4 Teamarbeit und QDA-Software

QDA-Programme neuerer Generation versprechen vereinfachte Kommunikation, Interaktion und damit einen erleichterten Informationsaustausch im Team. Die Software könne Teamarbeit strukturieren und dadurch nachvollziehbarer machen (Brown 2002: §6; Kuckartz 2007: 21; 23; 30 sowie Gibbs/Friese/Mangabeira 2002: und Ford/Oberski/Higgins 2000: nach Kuckartz 2007: 23). Die verstärkte Arbeit im Team kann allerdings – wie Lee und Fielding beschreiben – auch die oben angesprochene Gefahr einer Hierarchiebildung innerhalb von Teams aufgrund technischer Expertise mit sich bringen, vor allem wenn sich nicht alle Teammitglieder gleich gut mit Software und/oder qualitativer Datenanalyse auskennen (Lee/Fielding 1995: 37f; vgl. auch Fielding/Lee 1998: 115).

4.3.5 Wachsende Distanz – oder größere Nähe zu Daten?

Thompson (2002: § 3) beschreibt, dass einige qualitativ Forschende glauben, dass man nur durch die manuelle Arbeit mit dem Text (markieren, ausschneiden, sortieren) näher an die untersuchten Personen heranrücke. Das langwierige, wiederholte Durchforsten des Textes könne in den Augen dieser ForscherInnen eine Vertrautheit zu den interviewten Personen schaffen und ermöglichen, die Gespräche als Ganze zu erfassen. Morison/Moir und Webb befürchten, dass die automatische Suche („Retrieval“) die Gefahr birgt, sich vom Datenmaterial zu distanzieren (Morison/Moir 1999 und Webb 1999 nach Roberts/Wilson 2002: § 39). Oder genauer gesagt: Sie verhindert, die anfängliche Distanz zum Material zu überwinden. Die ‚manuelle‘ Suche zwinge dazu, immer wieder durch das Material zu blättern und mit den Augen über die Texte zu streifen. Mit der Zeit entstehe eine ‚Nähe‘ zu den Daten, eine ‚Vertrautheit‘ zum Korpus. Die automatische Suche gibt lediglich die angefragten Textstellen aus, die dann herausgetrennt aus dem Gesamtzusammenhang präsentiert werden. Es bestehe in der Folge die Gefahr, dass Inhalte nur noch als fragmentierte Anfrageergebnisse wahrgenommen und unabhängig vom Gesamttext betrachtet werden (vgl. Weitzman 2000: 806).¹⁴

Kuckartz unterstreicht, dass die Software „[...] eine nie gekannte Nähe zu den Daten [schafft]“ (Kuckartz 1999: 265; vgl. Kuckartz 2007: 30). Es sei einfacher, Texte üppig zu codieren und komplexe Kategoriensysteme aufzuspannen, man könne durchaus einen Gewinn an Analysetiefe erwarten. Wickham/Woods

¹⁴ Weitzman beschreibt eine solche Vorgehensweise an dieser Stelle als „dumping my text into a program and seeing what comes out“ (Weitzman 2000: 806).

(2005: 689) fassen zusammen, dass dadurch die Hoffnung besteht, mit computergestützter Analyse tiefere und hochwertigere Ergebnisse produzieren zu können.

Doch schon die Bereitstellung ausgeklügelter Wort-Suchfunktionen birgt für einige AutorInnen die Gefahr, die Analyse auf eine Schlüsselwortsuche zu reduzieren (vgl. Weitzman 2000: 807f). Die Möglichkeit der bequemen Ausgabe numerischer, quantitativer Suchprozesse könne im schlechtesten Fall zu Analysen ermutigen, welche vor einem Text oder Korpus als ganzem nicht zu rechtfertigen sind (Fielding 2000: § 12). Vor allem unerfahrene oder unter Zeitdruck stehende BenutzerInnen könnten dazu verführt werden, der blanken Frequenz bestimmter Schlagwörter oder Codes Aussagekraft zuzuschreiben (Baptiste 2001: § 20; Fielding 2000: § 12). Konfrontiert mit diesen Bedenken wird jedoch vor allem darauf hingewiesen, dass im Endeffekt nicht ein Programm Nähe oder Distanz schafft – sondern die Forschenden durch ihre Analyse- und Reflexionsweise (Kelle 1995: 10. Kelle bezieht sich an dieser Stelle auf Lonkila 1995 und Lee/Fielding 1995. Vgl. hierzu auch Fielding/Lee 1998: 68).

4.3.6 Methodische Weiterentwicklung und die Frage der Theoriedominanz

Coffey/Holbrook/Atkinson (1996) befürchten, dass die Softwarenutzung längerfristig zu einer methodischen Orthodoxie in der Forschung führen könnte. Da die Programme prinzipiell die gleichen Funktionen bieten und immer mehr zu Alleskönnern werden, schließen sie, dass die Arbeitsweisen der ForscherInnen sich immer mehr angleichen. Wenn der Kreis der benutzten Programme auf eine handvoll Pakete zusammenschrumpft, würden auch die Datenanalyse und die Datendarstellung uniformer (Coffey/Holbrook/Atkinson 1996: § 1.4). Dieser Trend stellt nach Meinung der AutorInnen wiederum eine Gefahr für alternative Methodenzugänge dar (Coffey/Holbrook/Atkinson 1996: § 7.1). Was sind mögliche Gründe für schrumpfende Softwarevielfalt? Carvajal führt ein schmaleres Spektrum der genutzten Software auf das Verhalten der ForscherInnen selbst zurück: ‚AnfängerInnen‘ fragen oftmals erfahrenere SoftwarenutzerInnen innerhalb ihrer Peer Group nach dem ‚besten‘ Programm, wodurch der Kreis der genutzten Programme klein bleibt (Carvajal 2002: § 5).¹⁵

Coffey/Holbrook/Atkinson, Lonkila und Carvajal sehen einen Trend hin zur Grounded Theory. Carvajal vermutet, dass vor allem die unreflektierte Nutzung eines Softwarepaketes, abgekoppelt von der Methode, welche die Forscher eigentlich anwenden wollten, zu diesem Trend führt. Er berichtet von

¹⁵ Dies deckt sich mit den oben besprochenen Forschungsarbeiten aus Mangabeiras Studie.

Teilnehmern seiner Workshops, die zunächst nicht nach der Methode der Grounded Theory arbeiten wollten – aber nach der Einführung in das Programm NUD*IST mehr über Codierprozesse in der Grounded Theory wissen wollten. NUD*IST wurde vor dem Hintergrund der Grounded Theory programmiert; die Besucher des Workshops schlossen, dass sie folglich nach den Regeln der Grounded Theory arbeiten müssten (Carvajal 2002: § 19-22; vgl. auch Lonkila 1995: 50).

Coffey/Holbrook/Atkinson betonen, dass die Grundfunktionen der meisten Programme sich um das Codieren und ‚search and retrieve‘ drehen – also semantisch der Grounded Theory nahe stünden. Sie sehen das Problem, dass „[t]he aim is to incorporate many of the key tasks of ‚grounded theory‘ strategies within the software applications“ (Coffey/Holbrook/Atkinson 1996: 7.3). Die Folge ist ihrer Ansicht nach, dass das Softwaredesign die Nutzung der Grounded Theory nahe legt (vgl. hierzu auch Lee/Fielding 1998: 139). Coffey/Holbrook/Atkinson betonen, dass sie weder grundsätzlich gegen Software noch gegen die Grounded Theory sind – die Gefahr liegt ihrer Ansicht nach in der wenig beachteten Verschmelzung von Grounded Theory, dem Prozess des Codierens und der Software (Coffey/Holbrook/Atkinson 1996: § 7.5).

Lee und Fielding reagieren scharf auf Coffey/Holbrook/Atkinsons Artikel; ihrer Ansicht nach überzeichnen diese die Verbindung von Grounded Theory und Software. Ohnehin könne eine Orthodoxie empirisch gar nicht festgestellt werden, da keine Daten vorhanden seien (Lee/Fielding 1996: § 1.2; 2.3). Auch Kuckartz hält den Verdacht der Orthodoxie für „falsch“ (Kuckartz 1999: 265) und bezweifelt den Einfluss der Technik auf den Analyseprozess: „QDA-Programme geben keine bestimmte Methode der Analyse vor, so wenig wie Textverarbeitungsprogramme die Art (und Qualität) der Texte determinieren, die mit ihnen geschrieben werden.“ (Kuckartz 2005: 14). MacMillan/Koenig konnten in einer Untersuchung von wissenschaftlichen Zeitschriftenartikeln jedoch feststellen, dass die Grounded Theory von ForscherInnen, die QDA-Software nutzten 30 mal häufiger genannt wurde als im Schnitt aller ForscherInnen (MacMillan/Koenig 2004: 182). Grunenberg kommt nach seiner Analyse von Zeitschriftenartikeln zum gegenteiligen Ergebnis: „Diese Diagnose der Verengung des Spektrums kann nicht ansatzweise bestätigt werden, denn in 30% der Fälle und damit am häufigsten, werden eigens von den Forschenden entwickelte Verfahren verwendet.“ (Grunenberg 2007: 216). An dieser Stelle ist nochmals zu erwähnen, dass nur in nur 3 von 60 bei Grunenberg analysierten Artikeln die QDA-Nutzung belegt ist. Grunenberg hat also eine Stichprobe vor sich, in der QDA-Software eine möglicherweise vernachlässigbare Rolle darstellt. Seine

Ergebnisse könnten also ebenfalls MacMillan/Königs und Coffey/Holbrook/Atkinsons Argumentation stützen, da sie die methodische Vielfalt der Prä-CAQDAS-Ära beschreiben. Bis weitere empirische Ergebnisse vorliegen, bleibt es also eine spannende Frage, ob QDA-Software zu einer methodischen Standardisierung in der qualitativen Forschung führt.

Neben der Diskussion um die Verengung der methodischen Vielfalt werden auch Möglichkeiten der Methodeninnovation besprochen. Vor allem im Bereich der Quantifizierbarkeit von Textdaten bestehen Hoffnungen der methodischen Weiterentwicklung (Kuckartz 2007: 24). Auch Versuche, das Testen von Hypothesen für qualitative Forschung fruchtbar zu machen, wurden im Zuge der Weiterentwicklung von QDA-Software unternommen (beispielsweise Hesse-Biber/Dupuis 1996; vgl. Kuckartz 2007: 24). Derartige Methodenentwürfe werden innerhalb des qualitativen Diskurses kontrovers diskutiert (Kuckartz 2007: 24f). Derzeit dreht sich das Hauptaugenmerk der methodischen Weiterentwicklung um das Zusammenspiel und die Zusammenwirkung qualitativer und quantitativer Methoden (vgl. Kuckartz 2007: 25) – vor allem unter dem Schlagwort der Methodentriangulation.

4.3.7 Einflüsse auf Güte und Geltung qualitativer Forschung

Viele ForscherInnen hoffen, dass die Softwarenutzung eine erhöhte Systematik, Stringenz und Überprüfbarkeit der Datenorganisation mit sich bringt; dadurch könnte sie den Analyseprozess durchsichtiger und nachvollziehbarer machen (Kuckartz 2007: 22f; 29f; Gibbs 2002: 10; Flick 2002: 365). Für Grunenberg fußen diese Bestrebungen auf der Hoffnung eines Reputationszuwachses: „Alle Bemühungen, die in die Richtung gehen, die Qualität qualitativer Sozialforschung zu steigern bzw. zu sichern, können somit als Versuch der Geltungsbegründung bezeichnet werden.“ (Grunenberg 2007: 212). Kuckartz (2007: 23) ist sich sicher, dass die Folgen der Softwarenutzung einen „Gewinn an Konsistenz und Konsequenz“ und damit „Prestige- und Reputationsgewinn“ versprechen. Mangabeiras und Lee/Fieldings empirische Arbeiten haben ansatzweise gezeigt, dass der vermutete Reputationszuwachs und die positive Darstellung der Effektivität und Effizienz durchaus bestimmende Gründe für Softwarenutzung sein können – anstatt der methodischen oder organisatorischen Notwendigkeit der QDA-Nutzung im Projekt. Gibbs/Friese/Mangabeira warnen gar vor einer Tendenz „dass Forschende versuchen, ihren Forschungsanträgen einen Glanz von Genauigkeit zu verleihen, indem sie darauf verweisen, dass die Daten mit Hilfe von CUQDAS analysiert werden – als ob die Anwendung von Software schon die

Qualität der Forschung erhöhe.“¹⁶ (Gibbs/Friese/Mangabeira 2002: § 21). Kuckartz (2007: 30) sieht die Chance, dass es künftig einfacher sein wird, nach Inkonsistenzen in Forschungsarbeiten zu suchen, da die Sekundäranalyse schneller vonstatten gehen kann, wenn die Daten bereits in der Software vorgegliedert sind. Qualitative Forschung steht naturgemäß unter dem Vorwurf anderer Forschungstraditionen, nicht repräsentativ zu sein. Daher scheint die oben angesprochene mögliche Vergrößerung der Stichproben für Forscher durchaus attraktiv zu sein, um ihre Arbeit gegenüber quantitativ arbeitenden ForscherInnen besser verteidigen zu können (vgl. Kelle/Laurie 1995: 22). Auch Fielding/Lees Untersuchungen ergeben, dass sich einige ForscherInnen geradezu danach sehnen, „hart“ forschen zu können – um sich nicht ständig vor quantitativ arbeitenden Kollegen rechtfertigen zu müssen (Lee/Fielding 1995: 32). Kelle/Laurie warnen jedoch davor zu glauben, dass eine größere Fallzahl in der qualitativen Forschung automatisch höhere Generalisierbarkeit oder gar etwas wie ‚Validität‘ mit sich bringt (Kelle/Laurie 1995: 23; 27). Sie warnen auch davor, Konzepte wie ‚Validität‘ aus anderen empirischen Traditionen auszuleihen (Kelle/Laurie 1995: 20ff; 27). Es könnte in der Folge der Eindruck entstehen, dass qualitative und quantitative Zugänge vermischt würden (vgl. MacMillan/Koenig 2004: 182).

¹⁶ Die weniger gebräuchliche Abkürzung ‚CUQDAS‘ wird von den AutorInnen als deutsche Übersetzung von ‚CAQDAS‘ verwendet und steht für ‚ComuputerUnterstützte Qualitative DatenAnalyse Software‘.

5. Fragestellung, Auswertungsmethode und Vorstellung des Interviewmaterials

Ganz gleich, welche Stellung Forschende in der Diskussion über CAQDAS beziehen, sie scheinen das gleiche Ziel verfolgen: Die Sicherstellung der Qualität qualitativer Forschung. Die teils emotional geführte Diskussion über Wohl und Wehe qualitativer Forschung ist Teil der innerwissenschaftlichen Selbstreflexion. Es ist also durchaus zu hoffen, dass kontroverse Diskussionen die ForscherInnen zu mehr Wachheit und zu bewussterem Vorgehen anregen. Doch ob nun die Software-Nutzung Nähe oder Distanz zu Texten schafft, ob sie eine Steigerung von Qualität oder eine Verwässerung qualitativer Forschung darstellt – das lässt sich zwar lange diskutieren, aber nicht untermauern, da schlichtweg so gut wie keine Daten existieren. Die Arbeiten Fieldings, Lees und Mangabeiras aus den 90er Jahren sowie die Hauptstränge der vergangenen und aktuellen CAQDAS-Diskussion legen vielmehr offen, dass empirisch über Software-Nutzung geforscht werden muss, wenn das Wissen über die Produktion qualitativ-sozialwissenschaftlichen Wissens nicht auf der Ebene von Vermutungen, Hoffnungen und Ängsten stecken bleiben soll. Einige der vielen offenen Punkte bilden dementsprechend den Fragenkatalog dieser Forschungsarbeit. Die Kernfragen meines Projektes lassen sich in zwei Bereiche einordnen. Erstens: Die Arbeit der ForscherInnen mit textuellen Daten. Hierbei interessieren mich zunächst die folgenden Fragen:

- Warum nutzen ForscherInnen Software eigentlich, welche Gründe stehen hinter der Entscheidung, Software – und speziell MAXqda – zu nutzen?
- Was tun ForscherInnen dabei mit ihren Daten? Wie verändern und interagieren sie mit ihnen?
- Wie gestaltet sich die Teamarbeit?
- Schafft die Verwendung von MAXqda zeitliche Freiräume? Und wenn ja: wie werden diese genutzt?

In diesem ersten Schritt möchte ich herausfinden, welche Ängste und Hoffnungen bezüglich der Softwarenutzung sich empirisch stützen lassen, beziehungsweise diskutiert werden müssen. Diese erste Gruppe von Fragen bezieht sich somit stark auf die konkrete Nutzung der Software – sowie den Gründen und Rechtfertigungen von ForscherInnen, die Software für das eigene Projekt zu nutzen. Lee und Fielding lassen ihre Befragten über Probleme, Ängste und Hoffnungen sprechen, das ist auch die Grundrichtung meiner Interviews mit ForscherInnen: Mich interessiert, welche Geschichte der Computernutzung sie haben, wie sie sich beim Arbeiten mit QDA-Software fühlen, welche Funktionen sie nutzen, wie sie lernen, scheitern und auf Probleme reagieren. Ich befinde mich

zwar damit nicht im sozialwissenschaftlichen ‚Labor‘ – doch ich lasse meine InterviewpartnerInnen über ihre Arbeit darin erzählen.

Im zweiten Teil der Analyse beleuchte ich den Diskurs hinter der Softwarenutzung und die Bedeutung von CAQDAS-Nutzung im akademischen Umfeld. Ich zeige anhand meiner Interviews, dass ForscherInnen die Nutzung von Software nicht im luftleeren Raum erlernen, sondern aus Quellen, die in ihren Augen Bedürfnisse des professionellen Handelns erfüllen können. Ich lenke damit die Diskussion über CAQDAS weg von der Software als technische Ressource und weise auf bislang unbeachtete soziale Prozesse hinter der Nutzung hin. Ich mache darauf aufmerksam, wie Zwänge des akademischen Betriebs (Legitimations- und Zeitdruck) zu bestimmten Lern-, Konsum- und Angebots-Mustern von Arbeitsabläufen führen können. Hierbei diskutiere ich insbesondere die Frage nach dem Verhältnis von Software und Methodik; dazu spalte ich die in professionellen Fortbildungsangeboten (Workshops, Lehrbücher) dargereichten Inhalte in die Komponenten *Methode*, *Option* und *Funktion* auf. Um meine Beobachtungen zu untermauern und zu illustrieren, betrachte ich vor allem Lehrbücher zur QDA-Nutzung und ein von mir geführtes journalistisches Interview mit Udo Kuckartz.

All diese Analysen spitzen sich schließlich in einem ersten Versuch zu, die Inszenierung von ‚computerunterstützter qualitativer Datenanalyse‘ nachzuzeichnen. Dabei interessiert mich insbesondere, wie die Nicht-Nutzung von QDA-Software inszeniert wird – und inwiefern das Label ‚computerunterstützte qualitative Datenanalyse‘ in der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion lediglich auf spezialisierte, kommerzialisierte QDA-Pakete reduziert wird.

Ausgangspunkt und Grundlage meiner Arbeit sind die qualitativen leitfadengestützten Interviews mit ForscherInnen, die MAXqda in ihren Forschungsprojekten verwenden. Bevor ich mit der Auswertung beginne, möchte ich daher das Datenmaterial und meine Vorgehensweise bei der Analyse vorstellen.

5.1 Vorgehensweise bei der Analyse der Daten

Formal orientiert sich der Aufbau meiner Analyse an der Inhaltlichen Strukturierung nach Mayring (2008: 89): Ich legte zunächst die inhaltlichen Hauptkategorien fest, die mich interessierten; diese leitete ich aus meiner eigenen Erfahrung mit QDA-Software¹⁷ sowie aus der kritischen Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur ab. Zunächst bestand mein Codebaum aus sechs Codes: Zeitverwendung, Teamarbeit, Methodik im Projekt, Textwahrnehmung, Computer-Lerngeschichte, Nutzungsfolgen. In einem ersten Durchgang ordnete ich jede Textstelle des längsten Interviews (P3) einer oder mehreren Codes zu. Die Kriterien für die Code-Zuweisung hielt ich jeweils in Form von kurzen Definitionen und Ankerbeispielen fest. Als kleinste Einheit für eine kategorisierte Stelle definierte ich eine Sequenz; eine Obergrenze für die Kategorisierung setzte ich nicht; sie liegt also theoretisch maximal bei der Länge eines Textes. Einige codierte Stellen ziehen sich folglich über mehrere Absätze. Ich achtete bei der Strukturierung darauf, die Texte komplett mit Codes abzudecken, damit keine Lücken entstanden. Es zeigte sich außerdem, dass ich Unter-Codes bilden müsste, um den Text inhaltlich sinnvoll zu strukturieren. In diesem ersten Analyse-Durchgang achtete ich jedoch darauf, lediglich Unter-Codes zweiter Ebene zu erstellen, um nicht bereits zu feingliedrig zu arbeiten. Nach diesem ersten Durchlauf gliederte ich den nun entstandenen Codebaum neu: Es zeigte sich beispielsweise, dass einige Unter-Codes in unpassenden Ober-Codes steckten, beziehungsweise, dass sie sich derart wenig von anderen Unter-Codes unterschieden, dass ich sie zusammenziehen und umbenennen musste. Außerdem erstellte ich einige neue Codes, wie beispielsweise eine Kategorie, in welche Textstellen einsortiert wurden, in denen starke Merkmale der Selbstinszenierung zu finden waren. Danach codierte ich das Interview P2 mit diesem Codebaum und wiederholte den Prozess des Modifizierens, wobei dieses Mal deutlich weniger Veränderungen nötig waren. Nun erschien mir mein Code-Netz geeignet für die Strukturierung der Texte. Ich codierte daraufhin die Texte neu.¹⁸ Die zirkuläre Re kategorisierung und die flexible Veränderung des Kategorien-Netzes stellten sicher, dass ich nicht blind in meinem eigenen, vorgefertigten inhaltlichen Horizont stecken blieb, sondern das Struktur-Schema aus dem Textmaterial heraus generierte. Gleichzeitig stellte ich so sicher, dass ich

¹⁷ Ich hatte mich als Wissenschaftliche Hilfskraft in ATLAS.ti und kurz danach in MAXqda eingearbeitet; mit den Programmen erstellte und gliederte ich Feinanalysen für das Projekt, in dem ich arbeitete. Im Zuge einer soziologischen Hausarbeit arbeitete ich mit dem Freeware-Programm OpenCode und mit MAXqda.

¹⁸ Der Codebaum befindet sich im Anhang (Anhang 6).

die Texte mehrfach komplett durchgelesen hatte, bevor ich schließlich mit der Analyse einzelner Passagen begann.

Im nächsten Schritt begann ich mit der eigentlichen Analyse der Texte: Ich fasste jeweils diejenigen Textstellen eines Interviews inhaltlich zusammen, die mit einem bestimmten Code markiert waren. Bei diesem Prozess erschienen mir die von Mayring (2008: 61f) vorgestellten Zusammenfassungenregeln nützlich, doch zu korsetthaft. Meine Fragestellungen, die zum Teil stark auf Einstellungen und Empfindungen meiner InterviewpartnerInnen abzielten, erschienen mir angemessener bearbeitbar, wenn sich meine Interviewanalyse an einem rekonstruktiven Verfahren anlehnen würde. Um zusätzlich den jeweiligen sprachlichen und inhaltlichen Feinheiten der Texte gerecht zu werden, orientierte ich mich in der Auswertung am Vorgehen nach Bohnsack (2003: 134-144): Ich reformulierte zunächst die Textpassagen zusammenfassend, jedoch geordnet nach den inhaltlichen Kategorien. In den Kategorien suchte ich für die Interpretation diejenigen Text-Passagen heraus, die meiner Ansicht nach inhaltlich und metaphorisch besonders dicht waren und damit für die Rekonstruktion der Handlungs- und Erwartungshorizonte meiner InterviewpartnerInnen (beispielsweise deren Sicht auf Texte) besonders fruchtbar erschienen.¹⁹

Da sich die Konzeption meiner Arbeit stark an den eingangs formulierten Fragestellungen orientiert, konzentrierte ich mich vor allem auf die inhaltliche Rekonstruktion und schenkte dem Diskursverlauf etwas weniger Aufmerksamkeit. Da es bei der rekonstruktiven Vorgehensweise nach Bohnsack jedoch wichtig ist, die Interaktion zwischen den InterviewpartnerInnen zu beachten, widme ich mich im Kapitel 5.4 auch der Interaktion, Rollenverteilung sowie der Erwartungshaltung der InterviewpartnerInnen. Zu diesem Zweck werfe ich jeweils einen Blick auf eine besonders prägnante Interviewstelle (vgl. Bohnsack 2003: 135-139).

Im letzten Analyseschritt fasste ich die Analyse- und Interpretations-Ergebnisse nochmals nach oben hin zusammen: beispielsweise die Analysen aus den Kategorien *Selbstverortung/Zugang zur Software/Anpassungsprozesse* in deren Ober-Code *Nutzerlogik*. Durch dieses Vorgehen konnte ich aus einem rekonstruktiven Blickwinkel analysieren, aber dennoch meine Forschungsfragen inhaltlich stets in Sichtweite behalten.

¹⁹ Im ersten Teil der Analyse, bei der Charakterisierung der InterviewpartnerInnen (Kapitel 5.4-5.7), gehe ich auf die Textstellen ein, die meiner Ansicht nach die thematisch prägnanten Aspekte der Interviews charakterisierten.

5.2 MAXqda und die Analyse

Ich nutzte in meinem Projekt die Grundfunktionen von MAXqda: Das Verwalten, Markieren und Suchen von Textstellen. Das Code-System baute ich im Programm auf, auch die Codierung führte ich in MAXqda durch. Gerade weil die Verwaltung vieler Codes meiner Meinung nach einfach von der Hand ging, achtete ich darauf, nicht zu viele Codes zu erstellen. Ich entschied mich, die Zusammenfassungen der codierten Textstellen nicht durch Textmemos direkt am Rand der Textstelle festzuhalten, sondern für jeden Code eine Code-Memo zu erstellen und alle Zusammenfassungen zu einem Code in eine einzige Memo zu schreiben. Dies hatte im Schreibprozess dann den Vorteil, dass ich die jeweiligen Memos direkt auf der BenutzerInnenoberfläche ansteuern konnte. Meine Arbeitsweise, die Textstellen getrennt nach Codes zu analysieren, barg die Gefahr, dass ich den Text fragmentiert wahrnehmen würde. Durch einen Klick auf einen Text in der Code-Liste springt MAXqda automatisch auf die Stelle im Textfenster – dadurch konnte ich sehen, wo genau die Textstelle eingebettet war. Zusätzlich relativierte ich die Gefahr der Fragmentierung dadurch, dass ich lange Textabschnitte codierte. Ich denke, durch diese Arbeitsweise einen guten Kompromiss zwischen gezielter Ansteuerung von Textstellen und ganzheitlicher Betrachtung der Interviews gefunden zu haben. Den letzten Arbeitsschritt der Analyse (die Zusammenfassung der Analyse-Ergebnisse) führte ich ‚außerhalb‘ von MAXqda aus: Dieser Schritt vollzog sich während des Verfassens der Arbeitsergebnisse.

5.3 Dokumentation des Interviewmaterials: Erhebungsmethode und Materialbeschreibung

Die Dokumentation der erhobenen Interviewdaten erfolgt nach dem Muster der von Mayring (2008) vorgeschlagenen Beschreibung des Ausgangsmaterials. Mayring unterteilt die Dokumentation der zu analysierenden Daten in die *Festlegung des Materials*, die *Analyse der Entstehungssituation* und die *Beschreibung formaler Charakteristika des Materials* (Mayring 2008: 46-49). Um die Entstehungssituation der Interviews detailliert zu dokumentieren, fertigte ich direkt nach der Durchführung eines jeden Interviews ein stichwortartiges Postscript an (nach Kruse 2008, März: 57ff und Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 306; vgl. auch Flick 2002: 251ff). Die Notizen des Postscripts bilden die Grundlage für das Kapitel 5.4, in dem ich die Entstehungssituation und die Dynamik zwischen den InterviewpartnerInnen beschreibe. Um letztere angemessen zu dokumentieren, gehe ich zusätzlich auf dramaturgisch auffällige Textpassagen der jeweiligen Interviews ein (vgl. Bohnsack 2003: 139-141). Die analysierten Texte entstanden aus leitfadengestützten halbstrukturierten Interviews, die ich mit qualitativ forschenden WissenschaftlerInnen durchführte,

welche MAXqda in einem Forschungsprojekt nutzen. Der Leitfaden und eine Erläuterung der Leitfragen befinden sich im Anhang (Anhang 2a). Kriterien für die Auswahl der infrage kommenden InterviewpartnerInnen waren, gemäß der Fragestellung meines Projekts: Erstens die Nutzung des Softwarepakets MAXqda und zweitens ein Forschungsvorhaben für oder in einer akademischen Institution. Bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen habe ich darauf geachtet, dass sich die ForscherInnen möglichst in verschiedenen professionellen Lagen befinden:

P1: Diplomierte Psychologin, Promotion in einem Teilbereich der Psychologie an einer deutschen Universität. 29 Jahre alt, weiblich.

P2: Magistertitel (Soziologie). Führt universitätsinterne Auftragsforschung an einer deutschen Universität durch. 32 Jahre alt, männlich.

P3: Promovierter Pädagoge, stellt gerade sein Habilitations-Projekt fertig. Lehrt und forscht an einer deutschen Hochschule in einem Fachbereich der Didaktik. 44 Jahre alt, männlich.

Weiterhin war mir bei der Auswahl wichtig, dass die ForscherInnen QDA-Software auf möglichst verschiedene Weisen und unterschiedlich lange nutzten. Auch das ist mir bei der Wahl der InterviewpartnerInnen ansatzweise gelungen:

P1: Beginnt gerade mit der Nutzung im Rahmen der Dissertation.

P2: Hat MAXqda für ein Forschungsprojekt bereits genutzt.

P3: Kennt MAXqda seit er promoviert, hat die Nutzung in Seminaren gelehrt und gerade ein größeres Projekt abgeschlossen, für das er die Software nutzte.

Die Interviews bilden als transkribierte Texte die empirische Grundlage meiner Untersuchung.²⁰

5.4 Entstehungssituation, Erwartungshaltungen und Rollenverteilung

Das Interview mit P1 gestaltete sich insgesamt recht angespannt, die beiden anderen Interviews verliefen meiner Ansicht nach reibungsloser. P2 und P3 bemühten sich, eine gemeinsame Basis mit mir herzustellen; P1 hingegen war etwas distanziert. Dies hatte meiner Ansicht nach auch mit der Interview-Situation zu tun: Das Interview mit P1 fand auf dem Gang einer Hochschule statt, wohingegen die anderen Interviews in P2s Büro, beziehungsweise P3s Wohnzimmer stattfanden. Auffällig war, dass sich die beiden männlichen Interviewpartner P2 und P3 stark technik-affin inszenierten. So hatte beispielsweise P3 bereits vor meinem Eintreffen sein neues Aufnahmegerät auf den Tisch gestellt, um es zu testen; es entstand vor dem eigentlichen Gespräch ein Austausch über Aufnahmetechniken. Damit existierte bereits eine gemeinsame Basis für das weitere Gespräch, und gleichzeitig konnte P3 ausloten, ob ich etwas von Technik verstand. Es drängt sich an dieser Stelle die Frage auf, inwiefern

²⁰ Die Transkriptionsregeln sowie weitere Einzelheiten zu formalen Charakteristika der Transkripte sind im Anhang (Anhang 5) zu finden.

mein Geschlecht derartige kommunikative Prozesse – und damit die Nähe oder Distanz zu den InterviewpartnerInnen – beeinflusste. Es ist möglich, dass die männlichen Interviewpartner stereotypisch schlossen, dass ich ebenfalls technik-affin sei, da ich ein Mann bin. Sie könnten bestimmte kommunikative Strategien und Muster aktiviert haben, um Nähe zu mir aufzubauen – und eine mögliche Hierarchie abzustecken. Denkbar ist aber auch, dass unabhängig von meinem Geschlecht lediglich eine Technik-Affinität impliziert wurde; dies liegt nahe, da ich meine Magisterarbeit über die Nutzung von Software schreibe. Zumindest könnte P1 eine von ihr implizierte technische Expertise als mögliche Bedrohung aufgefasst haben, so dass sie auf Distanz blieb. Ein zur Überprüfung dieser Problematik geführtes kurzes Interview mit einer weiteren Forscherin zeigt ebenfalls, dass die Kommunikationsschwierigkeiten, die im Fall von P1 auftraten, nicht zwingend an das Geschlecht der InterviewpartnerInnen gekoppelt sein müssen.²¹ Auch P4 inszeniert sich nicht als technik-affin (ähnlich wie P1), doch die Offenheit P4s ist wesentlich höher, die Gesprächs-Atmosphäre insgesamt entspannter. P4 ist eine etwas erfahrenere Nutzerin als P1, sie hat also bereits mehr zu erzählen als P1, die gerade erst in die Nutzung von MAXqda einsteigt. Die Spannungen im Interview mit P1 führe ich deshalb nicht nur darauf zurück, dass der Zeitpunkt des Interviews zwischen zwei Workshops schlecht gewählt und der Ort ungewohnt und hektisch war – sondern auch darauf, dass P1 das Programm MAXqda noch nicht intensiv genutzt hatte. Alle drei InterviewpartnerInnen gaben mir spätestens zum Ende des Interviews inhaltliche und technische Ratschläge für meine Abschlussarbeit. Dies könnte einerseits dahingehend interpretiert werden, dass die ExpertInnen ihre Expertise oder ihre höhere Position in der akademischen Hierarchie vermitteln oder wiederherstellen wollten. *Wiederherstellen* deshalb, da die für sie gewohnte Rolle als InterviewerIn in den Gesprächen vertauscht wurde. Gleichzeitig können die Ratschläge aber auch als kollegial-freundschaftliche Hilfgesten ausgelegt werden.

Im ersten Interview stellte ich zu wenige Nachfragen – dies könnte daran gelegen haben, dass ich mich eingeschüchtert fühlte und verunsichert war, da P1 sehr knappe Antworten gab. Möglicherweise war ich zu diesem Zeitpunkt – und eingedenk der etwas angespannten Situation – auch noch nicht genug mit meinem Fragebogen vertraut. Auch in Interview P2 stellte ich anfangs zu wenige Nachfragen; weil ich mich aber mit dem Interviewpartner wohler fühlte, wartete ich bewusst länger ab, bevor ich weiterfrage. In Interview mit P3 habe ich es mit

²¹ Das Interview ist die Aufnahme eines Telefongesprächs, das ich mit der jungen Promovandin (P4) führte. Ein Transkript befindet sich im Anhang (Anhang 8e).

einem gesprächigen Partner zu tun und musste daher eher das Gespräch steuern als Gesprächsanreize geben. Detaillierte Beschreibungen der Interview-Situationen habe ich in Form von Post-Scripts (nach Kruse 2008, März: 58ff und Mayring 2008: 47) erstellt. Diese befinden sich im Anhang (Anhang 4).

Um einen angemessenen Blick in die Dynamik zwischen Interviewten und Interviewendem zu gewährleisten, habe ich zusätzlich drei Interviewstellen ausgesucht, die besonders deutlich die Beziehung zwischen den GesprächspartnerInnen illustrieren. Ich beginne mit einer Passage aus dem Interview mit P1, in der sie mich fragt, ob ich selbst bereits Erfahrungen mit MAXqda gemacht habe.

P1: HAST du denn erfahrungen mit (.) dem programm?

I: ich hab mit maxqda (.) so=n bisschen gearbeitet (.) ähm aber NUR (.) so learning by doing ich habs mir mal~ ich hab mal diese dreissig tage version [mhm,] gehabt für ne hausarbeit (.) und hab dann das buch von KUckartz gelesen [mhm,] (.) des: ähm:: die EINFührung hab da die ÜBungen gemacht [mhm, mhm,] und=ähm (1) würd jetzt eben GERne. mit maxqda auch die magisterarbeit machen (.) organisieren [mhm,] (.) u:nd bin deswegen auch jetzt in dem visualisierungskurs [mhm,] (1) <<leiser>abe:r ähm> ich HAB mit atlasti mal gearbeitet [mhm,] in=nem projekt wo ich ANgestellt war als hiwi (1) [mhm, mhm,] <<leiser> abe:r> (.) so: RICHTig tiefe [mhm.] (.) tiefe kenntnisse hab ich noch nich.

P1: mhm. (1) also ich denk mal das is schon wichtig ne? dass du dich gut auskennst mit dem proGRAMM. [mhm.] UM leute zu interviewen die damit umgehen; (.) da könntest du viel mehr einsteigen in die problematiken die derjenige !HAT! [mhm] (.) mit dem programm. wenn du dich damit gut auskennst. weil SO (.) sag ich ok dann: is das halt mit den coDIERbäumen un dann (.) wees ich nich ob du das jetzt WEISST was damit gemeINT is oder NICH; [mhm, mhm.] also ich denk mal da muss man schon ganz schön fit sein wenn man da so ne (.) <<leiser> evaluation macht. (.) is ja ne evaluation was du machst oder wie ist das mehr? (.) zu verstehen?> (P1: 70-72)

Nachdem ich P1 sage, dass ich keine Fragen mehr hätte (P1: 59-69)²² fragt sie mich, ob ich Erfahrungen mit MAXqda habe (P1: 70). Ich erkläre darauf, dass ich zwar mit CAQDAS bereits gearbeitet habe, allerdings lediglich im Rahmen von Hausarbeiten und dem Arbeiten als Hilfskraft. Ich fasse zusammen, dass ich folglich noch keine tieferen Kenntnisse über das Arbeiten mit dem Programm habe – damit meinte ich das softwarebasierte Organisieren einer größeren Arbeit wie der Magisterarbeit. P1 antwortet darauf, dass es ihrer Ansicht nach wichtig sei, sich mit MAXqda auszukennen, wenn ich über die Verwendung dieses Programms forsche. Ich selbst hielt meine Grundkenntnisse über das Programm für ausreichend; ich hielt es sogar für einen Vorteil, etwas weniger Wissen über die Arbeit mit MAXqda und dessen Anwendung zu kommunizieren. Ein zu großer – vermeintlich geteilter – Erfahrungshorizont hätte meiner Ansicht nach die

²² Die Zitation der Interviews ist wie folgt zu lesen: (Interviewchiffre (P1;P2...): Absatz-Nummer).

Gefahr geborgen, dass grundlegende Muster der Software-Nutzung von den InterviewpartnerInnen nicht explifiziert werden würden. Diese Interviewhaltung und wahrscheinlich auch meine Nervosität scheinen P1 aufgefallen zu sein: Deshalb fragt sie mich am Ende des Interviews, ob ich mich mit dem Programm überhaupt auskenne. Ihrer Meinung nach könne ich meine Interviewpartner nur dann verstehen, wenn ich über größeres Wissen über die Software verfügte. P1 glaubt, mein Ziel sei eine Evaluation – also eine Bewertung der Software(anwendung) – gewesen. Ich wiederum sehe mein Projekt eher als einen Versuch, Gründe und Folgen der Softwarenutzung zu rekonstruieren.²³

Am Ende des Interviews zeigt sich also, dass wir verschiedene Erwartungen an die Interviewsituation hatten: P1 erwartete Fragen, die die Softwarenutzung evaluieren. Stattdessen wurde sie mit unscharfen Fragen wie der nach ihrer Sicht auf Texte konfrontiert. Ich erwartete hingegen nicht, dass sie meine bewusst naiven Fragen als Unwissenheit (und damit möglicherweise als mangelnde Vorbereitung oder Unprofessionalität) auslegen würde. Ich ging sogar davon aus, dass meine InterviewpartnerInnen als qualitativ Forschende meine Naivität als offene Interviewhaltung identifizieren würden. Die kritische Besprechung des Interviewverlaufs am Ende kann also teilweise erklären, warum P1 einige Fragen von mir nicht verstand oder zurückwies: Sie erwartete eine andere Frageweise, da sie meine Arbeit als ein Evaluations-Projekt ansah und deutete meine naiven Fragen möglicherweise als Zeichen dafür, dass ich von der Materie zu wenig verstehe.

Im Gespräch mit P2, das ich einige Tage später führte, war die Dynamik hingegen anders, wie die folgende Textstelle illustriert:

P2: [...] und äh dann auch die [Tagung] des war jetzt AUCH ganz praktisch gewesen. [mhm;] <<leiser> muss mal kurz die nase schnäuzen;> (2)

I: sassen wir nich auch nebeneinander auch neben der tagung?

P2: das kann sein ja. <<beide lachen leicht auf>> (1) <<schnäuzt>>

I: ich DAchte doch oder? also als ich jetzt grade REIN kam ich dachte~

P2: ja das kann sein also am ERsten [doch wir sassen doch in] tag war ich da etwas UNfit gewesen, weil ich da MORgens losgefahren bin und so. (.) [ja] <<leiser> äh dieser äh vortrag von [Nachname einer VortragendeN] fand ich jetzt nich so (.) spannend. (P2: 40-44)

Als P2 erwähnt, dass er auf einer Fachtagung war, die ich ebenfalls besuchte, fällt mir auf, dass wir uns bereits begegnet waren, da wir dort nebeneinander saßen (P2: 41). P2 bestätigt dies, wir lachen beide kurz auf (P2: 42). Ich bin amüsiert über den Zufall und darüber, dass ich P2 nicht direkt erkannte, obwohl ich das

²³ In der Tat lässt meine Kurzbeschreibung des Projekts (P1: 1) die Deutung zu, es handle sich um eine Evaluation. Allerdings musste ich die Kurzbeschreibung vage halten, um nicht bereits beim Einstieg eine gewisse (thematische) Erwartungshaltung meinerseits zu kommunizieren.

Gefühl hatte, ihm bereits einmal begegnet zu sein. Ich versuche außerdem, die Situation, in der wir nebeneinander saßen zu rekonstruieren. Ich sehe meine Äußerungen an dieser Stelle als einen Versuch, Nähe zu P2 aufzubauen – möglicherweise, weil ich die Interviewsituation mit P1 noch im Hinterkopf hatte. P2 übergeht diese Kommunikationsangebote. Allerdings erklärt er, warum auch er mich nicht auf den ersten Blick wiedererkannt hatte: Er war an diesem Morgen etwas müde gewesen. P2 fährt damit fort, dass er einen Vortrag nicht sehr interessant fand (P2: 44). Ich sehe die negative Bewertung des Vortrages als ein Indiz dafür, dass eine gewisse Nähe zwischen mir und P2 bestand – es wäre sonst möglicherweise riskant für P2, den Vortrag negativ zu bewerten, da ich (trotz der Rollenverteilung im Interview) widersprechen könnte. Der gemeinsame Erfahrungshintergrund durch den Besuch einer Tagung verstärkt diese Nähe. Auch das Erwähnen seines gesundheitlichen Zustandes am ersten Tag der Tagung weist auf eine informelle Beziehung zwischen mir und P2 hin, die meiner Ansicht nach zu einer recht ausgeglichene Interviewsituation führt.

Im Fall von P3 zeigt sich wiederum eine andere Dynamik zwischen mir und dem Interviewten. Nachdem ich P3 mein Projekt skizziert und ihn über die Einverständniserklärung informiert habe, quittiert er dies scherzhaft mit der Bemerkung, dass dies eine Standardfloskel sei (P3: 12). Ich antworte ebenfalls erheitert, dass alles korrekt ablaufen solle:

P3: standardfloskel <<lacht 2 sek>> ja schön;
I: <<erheitert> es soll ja alles korrekt ablaufen> <<lacht auf>>
P3: << erheitert> ja? ja? nee ich~ mein ich grinse halt weil ich sa~ << lacht 3 sek>> genAUSO mache [<< auflachen >>] und von der anderen seite her kenne. (.) ja lustig ich hab~> (Name eines/einer Forschenden, die/den wir beide kennen) war ja auch dabei wie wir (Zeitpunkt und Art des Zusammentreffens) jetzt n workshop hatten hat (er/sie) en teil gemacht und ich hab maxqda AUCH vorgestellt [mhm,] << leiser> und hat (ihn/sie) auch> (1) sehr interessiert zugekuckt dann aber auch gesagt so: (er/sie) hat so (ihr/sein) handwerkszeug inzwischen wie [sie/er] es macht; [mhm.] (1) (er/sie) wollte jetzt nich unbedingt umsteigen <<leiser> aber (.) vielleicht kann die magisterarbeit (ihn/sie) noch überzeugen> <<beide lachen 1 sek>> <<erheitert> kuckartz wird sich freuen,> <<lacht 1 sek>> (1) (P3: 12-14)

P3 kommuniziert, dass er mein Handeln als professionelles Vorgehen anerkennt und bewertet es („ja schön“). Damit stellt er eine gewisse Hierarchie wieder her, die durch die Interviewsituation teilweise durchbrochen wird: Ich bin der Forscher, P3 das Forschungssubjekt – obwohl er ein viel erfahrenerer Forscher ist als ich. Indem er mein Verhalten als das eines Forschers identifiziert und als korrekt bewertet, hebt sich P3 aus der Interviewsituation heraus und bewertet diese aus einer beobachtenden Position. Damit bin also ich wieder das beobachtete Subjekt, die für P3 gewohnte Rollenverteilung ist wieder hergestellt.

Danach erwähnt P3, dass er in einem Workshop MAXqda vorgestellt habe; er positioniert sich damit bereits vor Beginn meiner ersten Frage als erfahrenen User. Er erklärt außerdem, wie einE uns beiden bekannteR ForschendeR bei diesem Workshop nicht ganz von der computergestützten Arbeit überzeugt gewesen sei. Indem er in Aussicht stellt, dass meine Forschungsergebnisse diese gegenüber CAQDAS kritische Person ‚umstimmen‘ könnten, stellt er eine gewisse Komplizenschaft her: Er zeigte die Vorzüge des Programms im Workshop, ich werde sie vermeintlich in der Arbeit zeigen. Das wiederum würde den Entwickler des Programmes freuen. P3 geht also zusätzlich davon aus, dass ich – wie er selbst – eine positive Einstellung zur Software habe und auch andere von der Nutzung überzeugen wolle. Die Textstelle zeigt, wie P3 eine gewisse Komplizenschaft zu mir aufbaut, aber gleichzeitig die professionelle Hierarchie zwischen uns aufrecht erhält – die Herstellung dieser interessanten Form der Nähe schlägt sich im Stil des Gespräches nieder: P3 wirkt humorvoll-kritisch, aber gleichzeitig professionell-überlegen; der Duktus erinnerte mich insgesamt an ein Mentor-Schüler-Gespräch. Ich denke, dass diese Gesprächskonstellation (Komplizenschaft und Mentor-Schüler-Hierarchie) sich auch auf den Inhalt des Gespräches²⁴ auswirkte, da P3 auf mich den offensten Eindruck machte und mir die Prozesse in seiner Forschungsarbeit meiner Ansicht nach am genauesten – und selbstkritischsten – beschrieb.

Insgesamt zeigt sich, dass die Dynamik mit den drei Interviewpartnern sehr verschieden war: P1 war recht distanziert, P3 hingegen sehr engagiert; in P2s Fall entstand eine freundliche Nähe. Inwiefern sich die Dynamik auf die Inhalte der Interviews auswirkte, wird in den nächsten Kapiteln deutlich werden.

²⁴ Ich fragte zum Schluss des Interviews unter anderem, ob sich aus seiner Sicht als Ausbilder die Fähigkeiten, die man in die Sozialforschung mitbringen muss verändert hätten (P3: 102). Dies fragte ich vor allem, da er als einziger Interviewpartner eine längere Zeitspanne in der akademischen Forschung überblicken kann – doch die Frage kann durchaus durch eine gewisse Lehrer-Schüler-Dynamik beeinflusst worden sein.

6. Empirie I : Analyse der Interviews

In diesem Kapitel werde ich zunächst die Zugänge zur QDA-Softwarenutzung meiner drei InterviewpartnerInnen P1, P2 und P3 getrennt voneinander charakterisieren. In einem zweiten Schritt gehe ich vergleichend auf Aspekte der Teamarbeit, des Sparens von Zeit und des Zugangs zu Text bei der Analyse ein. Die jeweiligen Ergebnisse werden vor dem Hintergrund vorhandener Forschungsergebnisse sowie der in Kapitel 4.3 vorgestellten Diskussionslinien besprochen.

6.1 Interview P1: Hauptmotive und Zugang zu Software

Um P1 als Userin zu beschreiben, gehe ich zunächst darauf ein, wie sie die Nutzung von QDA-Software in ihrem Projekt begründet und wie sie diese erlernte. Danach beleuchte ich ihre Einstellung zum Computer genauer und arbeite die Rolle professioneller Fortbildung bei P1s Erlernen von Software-Nutzung heraus. In einem letzten Schritt zeige ich, inwiefern P1 Legitimation und Reputation (qualitativer) Forschung mit der Nutzung von MAXqda verbindet.

6.1.1 QDA-Software im Projekt: Auswahl, Geschichte und Nutzungsgründe

P1 stieg in ein Forschungsprojekt ein, dessen methodischer Zugang von ihren Projektleitern bereits festgelegt war. Wie sie mit den erhobenen Daten umzugehen hatte, war ihr allerdings freigestellt (P1: 2). Sie habe sich daraufhin nach Programmen für qualitative Datenanalyse umgesehen:

```
und ich hab dann:: SCHON: gekuckt was es für programme gibt? und  
bin dann: durch die (Hochschule) an der ich (.) mein büro hab (.)  
mit nem programm (.) ausgestattet worden was aber von  
fünfundneunzig is oder so [mhm] aber AUCH das max(.)qda is. [mhm]  
(.) ne vorl~ <<unterdrücktes aufstoßen>> (.) vorläuferversion  
un=das lag halt VOR? in lizenzen für die äh=fachhochschule und  
deswegen hab ich dann damit begonnen.(P1: 2)
```

Die Handlungsmacht liegt hier bei der Institution, die sie mit einem bestimmten, veralteten Programm ausstattet, da sie Lizenzen dafür besitzt. P1 sagt zwar, dass sie sich nach Programmen umsah, geht aber nicht darauf ein, inwiefern eine Programm-Auswahl auf Basis der Untersuchung von Softwarefunktionen oder -handling stattgefunden hatte. Sie macht stattdessen einen Sprung und setzt zeitlich am Punkt wieder ein, an dem die Hochschule, an der sie arbeitet, sie mit einem kostenlosen, aber veralteten Programm ausstattete.²⁵ P1 führt keine aus dem Material oder dem Projekt hergeleiteten Gründe für die Software-Nutzung an: Dies scheint für ihre Erzählung nicht von Belang zu sein.

²⁵ Sie erwähnt, dass die Dateiendungen auf ‚m2k‘ enden (P1: 4), also nutzte sie die Version, die ab 2001 auf dem Markt war.

Die Einarbeitung ins Programm verlief zunächst autodidaktisch, indem sie das Handbuch ausdrückte und sich durch die Optionen des Programms durcharbeitete (P1: 4). Beim ersten Arbeiten mit dieser älteren Version habe sie Probleme mit dem Zusammenführen von Codebäumen gehabt, wenn mehrere NutzerInnen diese in verschiedenen Dateien veränderten. Sie ist sich allerdings nicht sicher, ob das am Programm lag oder an der im Projekt verwendeten Hardware. (P1: 50; vgl. P1: Nachfragen): In Problemfällen wie diesem falle es ihr schwer, die Probleme mit der Software zu durchschauen und zu lösen (P1: 52). Eine Lösung des Problems mit dem alten Programm eröffnet sich jedoch für P1 durchaus: sie entscheidet, sich in einem Workshop weiterzubilden und lernt dort die neue Version des Programms kennen (P1: 2).

Das Annehmen von professionellen Lernangeboten wie Handbüchern und Workshops scheint demnach für P1 eine Strategie bei der Softwareauswahl und der Überwindung von Problemen mit Software zu sein. Meine Nachfrage per Telefon²⁶ ergab außerdem: Zu diesem Zeitpunkt entschied sie, statt eines ganz anderen Programms eine neuere Version zu nutzen, da sie bereits geleistete Arbeit leichter in die neue Version übertragen konnte (P1: Nachfragen).

6.1.2 Die Verknüpfung von Computer und professioneller Ausbildung

Abgesehen von der CAQDAS-Nutzung spielt der PC in P1s Arbeitsleben heute eine wichtige Rolle, da sie auch ihre quantitativen Daten am Computer auswertet (P1: 56). Sie nutzt Internet und E-Mail, vermittelt allerdings ein relativ unenthusiastisches Verhältnis zu Neuen Medien (P1: 55-56). Auf meine Frage, wie sie zur Computernutzung generell gekommen sei, antwortet sie zunächst mit einer zeitlichen Verortung:

I: und ähm (.) wie=wie bisch du also~ (1) zum zum computer sozusagen gekommen; also ganz (.) ganz generell (.) [ganz generell so] wie war des

P1: computer? na i~ (.) ich hab ehrlich gesagt ziemlich SPÄT angefangen mich mit p~ computer zu beschäftigen, [mhm] (.) zu schulzeiten war des bei uns noch nich so gang und gäbe, (.) ich glaube ich hab irgendwann ma in der oberstufe hab ich mal computerkurs belegt den ich (.) meistens hystERICisch wieder verlassen hab. indem ich dann irgendwie die äh (.) startertaste gedrückt hab lange damit s=ding ausgegangen is (.) [mhm] ich war sehr HILFlos (.) aber ich gloob das is ooch irgendwie so ne generationssache irgendwann- (1) äh jetzt~ zum beispiel wenn ich meine geschwister ankucke meine jüngeren die haben da: weniger probleme da einzusteigen weil das viel eher passiERT und (1) abe:r (.) ich bin dann eigentlich eher im laufe meines STUDiums (.) mit=m computer vertraut geworden <<leiser> ja> [mhm] (1) dass also bei uns n bissl später los gegangen ich meine ich hab (.) neunun~siebenundNEUNzig hab ich abiTUR gemacht, da is das alles n bissl (1) länger her <<leichtes ausatmendes auflachen>> (1) oder is noch

²⁶ Autorisierte Zusammenfassungen der Gespräche sowie Antwort-Mails befinden sich im Anhang jeweils am Ende der Interviews.

nich so weit gewesen damals; [hm.] ooch mit internet und so [mhm.]
(1) mhm, (P1: 57-58).

P1 zeigt in dieser Passage, dass sie in der Vergangenheit ein gespanntes Verhältnis zu Computernutzung hatte und sich hilflos gegenüber dem Rechner fühlte. Dabei zeugt es durchaus von Interesse, dass sie an einem Computerkurs teilgenommen hatte – was die Entscheidung voraussetzt, einen Kurs belegen zu wollen. P1 führt ihr in der Vergangenheit gespanntes Verhältnis zum Computer auf ihr Alter zurück und grenzt sich von ihren jüngeren Geschwistern ab: Sie würden früher, und damit leichter in die Computernutzung einsteigen. Der Zeitpunkt des Erlernens scheint für P1 besonders wichtig zu sein, da P1 auf meine Frage nach dem ‚wie‘ der Nutzung die Angabe des ‚wann‘ („ziemlich SPÄT“) als eine sinnvolle Antwort erscheint. Sie selbst sei erst während des Studiums mit dem Computer vertraut geworden. Die Erzählung umrahmt P1 mit zeitlichen Verortungen, die sie jeweils direkt mit ihrer Ausbildungssituation („schulzeiten“ und „abiTUR“) in Verbindung bringt. P1 deutet in diesen Umrahmungen an, dass das, was in ihrem Lernumfeld verbreitet oder institutionalisiert ist, sich auch auf ihr eigenes Lernverhalten auswirkt. Es zeigt sich damit in dieser Passage, dass für P1 die Nutzung des Computers vom Vorhandensein institutioneller und professioneller Anleitung, beziehungsweise von professioneller Notwendigkeit abhängig ist. Sie hatte in der Vergangenheit durchaus negative Emotionen bei der Computernutzung, aber im Zuge ihrer professionellen Ausbildung wurde sie vertrauter mit dem Arbeitsgerät.

6.1.3 Softwarenutzung als Hilfe zur Legitimation

Auf meine Frage, ob das Programm für sie ein Fortschritt sei (P1: 41), zieht P1 zunächst einen Vergleich zur älteren Version, mit der sie arbeitete: Diese ist für sie ein Fortschritt. ‚Manuell‘ arbeitete P1 noch nie – sie hat aber Erfahrung mit verschiedenen Programmversionen, ihre Antwort bezieht sich damit auf ihren Erfahrungshorizont. Nach dieser ersten zusammenfassenden Erklärung illustriert sie diese eigene Erfahrung mit der von ihr angenommenen anhaltenden Entwicklung der Software: An der zehnjährigen Tradition der CAQD²⁷ liest sie eine stetige Weiterentwicklung der Software ab (P1: 42). Als einzige der drei InterviewpartnerInnen spricht sie daraufhin aus eigenem Antrieb das Thema ‚Reputationsgewinn‘ an.

²⁷ Die CAQD ist die jährliche NutzerInnentagung des Programmes MAXqda, die von Udo Kuckartz und seinen MitarbeiterInnen in Marburg organisiert wird.

Sie meint, dass qualitativ Forschende durch die Nutzung von MAXqda Legitimation gegenüber der quantitativen Forschung gewinnen könnten. Qualitativ Forschende würden

sozusagen en höheren stellenwert dadurch bekommen och WEIL sie eben so=n fundiertes programm benutzen, (1) (P1: 42),

wodurch „STatus“ (P1: 42) erzeugt würde. Interessant ist hier, dass sie MAXQDA als ‚fundiertes Programm‘ beschreibt. ‚Fundieren‘ heißt, etwas zu untermauern, mit einer substantiellen Basis versehen. Dieses ‚fundierte‘ Programm steht für sie im Gegensatz zu manuellem Umgang mit Daten:

also es is (.) glaub ich repräsentativer: (.) auf nem kongress aufzutreten mit ergebnissen die aus nem (.) computergestützten programm entstanden sind. (1) ALS (.) mit karteikarten aufzutreten und dann zu sagen ja ich hab hier halt auszählungen in meinem büro vorgenommen- (.) oder so also ich denke DA is es (.) es macht schon mehr HER auch jetzt so mit diesen max~ mäxma~ maps (.) [mhm.] maxmaps (1) mhm, (P1: 42).

Mit ‚Repräsentativität‘ ist meiner Ansicht nach das von P1 später ebenfalls genannte ‚etwas-Hermachen‘ gemeint, und wohl weniger ein quantitatives Gütekriterium. Denn schließlich sagt sie, dass es (das Auftreten auf einem Kongress mit Ergebnissen, die aus einem computergestützten Programm entstanden sind) repräsentativer sei – und nicht die Ergebnisse. ‚Repräsentativität‘ sehe ich hier als eine Art der gelungenen Außenwirkung. Sprachlich gesehen übersteigt das Programm überdies die Rolle eines bloßen Helfers: Die Ergebnisse kommen „aus“ dem Programm. Diese sprachliche Konstruktion zeigt, dass P1 sich darüber bewusst ist, dass der Entstehungsort (die Software, aus der die Ergebnisse heraus kommen) – und damit der Entstehungsmodus (die technisch-mediale Realisation von qualitativer Analyse) im wissenschaftlichen Diskurs entscheidend sein kann für die Bewertung von Arbeitsergebnissen, und dass im Endeffekt die unterstellte Strenge, die ‚Fundiertheit‘ des computerisierten Arbeitens für eine Erhöhung von Reputation sorgen kann. Die Programmnutzung stellt in dieser Passage den rhetorischen Gegenhorizont zur manuellen Analyse dar.

Inhaltlich zeigt die Gegenüberstellung ein Zerrbild qualitativer Forschung: Jemand sitzt im stillen Kämmerchen, hantiert mit einem Karteikartensystem und kann hinterher nicht wirklich etwas über die eigene Vorgehensweise sagen, außer dass man ausgezählt hatte (was nicht einmal qualitatives Vorgehen ist). P1 stellt hier der Nutzung eines ‚fundierten‘ Programms eine abgekapselte, unmethodische Forschungsweise gegenüber, die dazu führt, bei der Verteidigung der Ergebnisse in Verlegenheit zu geraten. QDA-Programme vermitteln ihrer Ansicht nach ‚Repräsentativität‘, also im Endeffekt den Anschein methodischer Strenge und Nachvollziehbarkeit. In dieser Passage ist nicht die Erkenntnismethode (der

Zugang), sondern der Erkenntnismodus (die praktische, in diesem Fall technische Realisierung), also ein ‚fundiertes Programm versus Karteikarten‘ maßgeblich für die Außenwirkung im Diskurs.

Später, am Ende des Gespräches, frage ich nochmals konkret nach, ob sie glaube, dass ForscherInnen CAQDAS aus Reputationsgründen verwenden (P1: 53). Hier macht P1 deutlich: Das Programm erleichtert zunächst einmal die Arbeit, aber außerdem hilft es ihrer Ansicht nach dabei, dass sich die qualitativen Ergebnisse mit quantitativen Ergebnissen messen können (P1: 54). Laut P1 leistet MAXqda einen Beitrag dazu, dass qualitative Methoden – mit ihrer Überlegenheit in der Exploration – ein legitimierteres Erhebungsinstrument werden: „deswegen wirds ja auch geNUTZT“ (P1: 54).

P1 sagt dabei nicht explizit, dass sie selbst das Programm aus Gründen der Legitimation nutzt. Sie beobachtet aber, dass ForscherInnen sich von der Nutzung mehr Legitimation versprechen. Als sie das Gegenbeispiel mit dem einsamen Arbeiten am Karteikasten formuliert, wird ihre eigene Position unklar, da sie eine Infinitivkonstruktion nutzt, die ohne ein Satzsubjekt auskommt. Dies trifft auch auf die direkte Rede in dieser Passage zu, in der sie den/die Forschende im stillen Kämmerchen zitiert. P1 meint außerdem, dass „qualitative FORscher“ (P1: 42) durch Software-Nutzung an Legitimation gewinnen und die Qualitative Forschung als Disziplin aufhole (P1: 54). Diese sprachlichen Generalisierungen verstärken meiner Ansicht nach die bereits angedeutete Orientierung an der Außenwirkung von Software-Nutzung. Ich glaube, dass der vermutete Legitimations- und Reputationsgewinn durchaus auch für sie ein Aspekt der Nutzung ist: schließlich sind diese Gewinne ihre Antwort auf meine Frage, ob das Programm für *sie* ein Fortschritt sei.

Sicher ist zumindest, dass sich P1 über eine mögliche Außenwirkung von Software-Nutzung bewusst ist: Sie glaubt, dass sie Legitimation und Status erzeugen kann und meint, dass Ergebnisse, die unter Zurhilfenahme qualitativer Software entstanden sind, auf Kongressen durchsichtiger und insgesamt hieb- und stichfester wirken. Und schließlich, so vermutet sie, ist das auch der Grund, warum das Programm genutzt wird.

Das nachvollziehbare, überzeugende Vortragen von Forschungsergebnissen ist durchaus ein Anzeichen von Professionalität im wissenschaftlichen Diskurs. Dies vorausgesetzt, ist MAXqda in den Augen von P1 auch ein Hilfsmittel, das professionelles Handeln erleichtert. Dies deckt sich mit der Lerngeschichte von P1, in der Computernutzung stark mit Professionalisierung verbunden ist. Sie scheint zu wissen, was professionelles Handeln ausmacht und bewertet Softwarenutzung auch bewusst vor diesem Hintergrund. Die Tatsache, dass sie das Thema ‚Legitimation‘

von sich aus anspricht, verstärkt meinen Eindruck, dass ein bestimmtes professionelles Auftreten mit ihrem Wissenschaftsbild verknüpft ist.

Es war an dieser Stelle meiner Ansicht nach kein Nachteil, dass P1 keinen Vergleich zum manuellen Arbeiten ziehen konnte. Denn beim Versuch, meine Frage zu beantworten, lenkte sie das Thema auf etwas, was sie selbst – beispielsweise in Workshops und Tagungen, die sie besuchte – wahrnahm: Die Hoffnung auf Reputationsgewinn durch Software-Nutzung.

6.1.4 Zusammenfassung

P1 ist eine recht unerfahrene Nutzerin, die gerade erst die Funktionen von MAXqda kennen lernt und beginnt, das Programm einzusetzen. Die Auswahl eines Software-Paketes scheint sich in ihrem Fall aus Zeitgründen auf die Wahl neuerer Versionen zu beschränken; eine veraltete Version von MAXqda nutzt sie, da sie an ihrer Hochschule erhältlich war.

In der Vergangenheit hatte P1 ein problematisches Verhältnis zum Computer, das sich aber im Laufe ihrer Professionalisierung entspannte. Der Zugang zu Software ist stark mit ihrer professionellen Ausbildung verknüpft, da der Softwarenutzung – das wird auch in ihrer Erzählung über den ersten Kontakt mit Rechnern im Computerkurs deutlich – die professionelle Anleitung voraus geht. Dies führt sich in ihrem Erlernen von MAXqda fort: Sie liest das Handbuch, besucht Workshops und lernt dort zusätzliche Nutzungsmöglichkeiten und Teilfunktionen kennen. Die starke Verknüpfung von Softwarenutzung und Professionalisierung zeigt sich auch dadurch, dass sie mit der Nutzung von CAQDAS einen Zuwachs an Legitimation und Reputation für qualitative Forschungsergebnisse verbindet.²⁸

²⁸ Möglicherweise hatte P1s Sensibilität für Professionalität auch Einfluß auf die gespannte Interview-Situation: Manche meiner Fragen überforderten sie zu diesem Zeitpunkt inhaltlich. Das nicht-beantworten-können von Fragen könnte P1 als eine Bedrohung für die von ihr vermittelte Professionalität (gegenüber mir als „rangniedrigeren“ Forscher) gewesen sein.

6.2 Interview P2: Hauptmotive und Zugang zu Software

Um P2s Zugang zu Software und computergestützter qualitativer Datenanalyse zu skizzieren, beschreibe ich auch hier zunächst die Nutzungsgeschichte und -gründe von (QDA-)Software. In diesem Interview sticht besonders das Motiv des praktischen, pragmatischen Handelns heraus, das ich gesondert anhand ausgewählter Textstellen besprechen werde.

6.2.1 QDA-Software im Projekt: Geschichte und Gründe

P2 hatte im Vorfeld seines aktuellen Projekts bereits mit einer älteren Version von MAXqda und mit ATLAS.ti gearbeitet (P2: 4), kennt die qualitative Datenauswertung mit Excel (P2: 2) und hat selbst eine Datenbank zur qualitativen Analyse programmiert (P2: 8). Er präsentiert sich damit als erfahrenen, eher fortgeschrittenen und selbstbewussten Nutzer, der mit einem Bündel an Erwartungen an die Software heran tritt: Denn er kennt die manuelle Arbeitstechnik aus seinem Studium – und er empfand sie als unangenehm und unzeitgemäß (P2: 66; 70). Ausschlaggebend für die Nutzung des Programms MAXqda war laut P2, dass es seiner Ansicht nach das verbreitetste Programm in Deutschland sei, in der Forschungsliteratur oft auftauchte und in einer Autoritätsperson des Diskurses einen Fürsprecher habe (P2: 8). Eine vermutete Dominanz im Diskurs scheint also bestimmendes Entscheidungskriterium für ein bestimmtes Programm gewesen zu sein – diesem Punkt werde ich mich im Kapitel 7.3 ausführlich widmen.

Als Hauptgrund für seine Entscheidung, überhaupt Software im Projekt zu nutzen, nennt P2 die zu analysierende Datenmenge von etwa 800 transkribierten Interviewseiten, die ihm anders nicht handhabbar erschienen (P2: 2); er hielt es für „PRAKtischer“, (P2: 50) die Daten im Programm zentral zu verwalten. Das Motiv des ‚Praktischen‘ an der Software steht dabei im Kontrast zum manuellen Arbeiten, das er als „exTREM NERVig“ (P2: 66) beschreibt.

P2 spricht an mehreren Stellen (P2: 2; 8; 85) von einer ‚pragmatischen‘ Entscheidung, Software zu nutzen. Dies deutet darauf hin, dass P2 sich als stark praxisorientiert und nüchtern einschätzt; er kommuniziert, dass vor allem rationale Überlegungen zur Arbeit mit Software geführt haben – jedoch nicht ausschließlich:

(.) ich hatte halt daVOR (? noch ?) so=n bisschen die erFAHRung gehabt von maxqda von vor n paar jahren, [mhm;] (.) und war dann ganz ANgetan dass einfach so die die NEUE version einfach so n bisschen BUNte:r n bisschen (.) GRÖSSe:r [mhm;] und mehr möglichkeiten bietet und so und äh (.) JA. dann halt <<leiser> einfach (.) aus pragMATischen gründen bin ich dann (.) auf die software dann (.) FESTgelegt und so. (.) ja.> (P2: 85)

Neben den ausgeweiteten Möglichkeiten der Nutzung nennt er als Eigenschaft, die ihm an der neuen Version von MAXqda gefiel: dass es bunter sei. Obwohl die Optionen der Farbgebung und Visualisierung Teil der erweiterten Möglichkeiten der neuen Programmgeneration ist: Es ist interessant, dass P2, der sich als pragmatischen User charakterisiert, als ersten Grund heraushebt, dass das Programm farbenfroher sei.

P2 erzählt, wie er bereits in seiner (quantitativen) Magisterarbeit vollständig auf den PC als Arbeitsgerät gesetzt habe (P2: 64-66.) Die Magisterarbeit ist eine Qualifizierungsarbeit, in der die Geprüften beweisen sollen, dass sie nach wissenschaftlichen Standards arbeiten können. Sie gilt als Nachweis professionalisierten Handelns und Kommunizierens sowie als Aufnahmekriterium in die wissenschaftliche Weiterbildung. P2s Aussagen zeigen, dass er – wenn er professionell arbeitete – auf Software setzte; dies geschah in den letzten acht Jahren, also etwa ab dem Punkt, an dem sich sein Studium auf das Verfassen der Magisterarbeit zuspitzte. Auch für P2 scheint also eine Verbindung zwischen Professionalisierung und Computerisierung der Arbeit zu bestehen.

P2 kommuniziert insgesamt, dass er sich zu einer jüngeren, dem Computer näheren Generation von NutzerInnen zählt (P2: 81; 83). P2 untermauert seine Nähe zur Technik, indem er die Zentralität des Rechners für sein Arbeiten hervorhebt (P2: 64), über seine eigenen Programmierkenntnisse spricht (P2: 8; 83-85) und eine Menge weiterer Programme erwähnt, die er nutzt: Office-Programme, SPSS, MAXqda, Programme für Diagramme und Grafiken sowie für das Layout von Texten (P2: 64). Der PC ist ein Gerät, das er von der Exploration über die Analyse bis hin zur Erstellung von Grafiken und dem Schreiben und Layouten der Forschungsberichte nutzt. Eine gewisse Abhängigkeit von der Rechenmaschine scheint ihm dabei bewusst: Er meint, dass er bei einem Stromausfall ein ernstzunehmendes Problem hätte (P2: 64). Trotz der technischen Abhängigkeit sieht sich P2 als gestaltende Kraft der Analyse, denn die Software sei für ihn lediglich ein Werkzeug (P2: 60).

6.2.2 Selbstverortung: ‚Praktiker‘ versus ‚Methodiker‘

Es deutete sich bereits an, dass P2 versucht, „pragmatisch“, also möglichst nüchtern-zweckorientiert zu handeln. Ein Blick auf sein Verhältnis zu forschungsmethodischen Überlegungen beleuchtet diese Grundhaltung nicht nur von Seiten der Computernutzung, sondern auch von Seiten der Forschungs-Methodologie. P2 sagt, dass er einen Vortrag einer Methodikerin nicht übermäßig interessant fand – ich habe nach:

I: warum

P2: äh also ich kannte das alles irgendwie auch schon [<<leichtes Auflachen>>] und und irgendwie äh JA.> und ich muss auch sagen- (.) also ich bin mehr an an der PRAXis orientiert irgendwie und; also dieser dieser theoretische überbau (.) den den [Name eines Forschers] und [Name einer Methodikerin] da machen und so das find ich ganz NETT dass die sich die arbeit machen und so; (.) äh (.) aber ich überNEHM des auch gerne von denen, (.) aber ich bin jetzt NICH so der der theoretiker dabei also [mhm;] (.) bin dann eher praxis äh (.) beZogen; und äh ich MÖCHT einfach äh die sachen dann auch ANwenden und so. [mhm.] ja. (1) (P2: 45-46)

P2 positioniert sich in dieser Textstelle als ‚Praktiker‘, und zwar im Gegensatz zum ‚Theoretiker‘. Er macht deutlich, dass er die theoretische Methodendiskussion zwar kennt und nicht als sinnlos sieht, aber durchaus froh ist, dass sich andere über dieses Thema Gedanken machen. Er zeigt zwar seine Bereitschaft, die Selbstreflexion der Methodendiskussion wiederzugeben, beziehungsweise eine bestimmte Methode in seiner Arbeit anzuwenden („aber ich überNEHM des auch gerne von denen, (.)“). Die Bewertung, dass Methodologie „ganz NETT“ sei, deutet darauf hin, dass er theoretische Überlegungen zwar als diskutierbar erachtet, aber ihnen für seine Zwecke keinen hohen Stellenwert beimisst.²⁹ Mit der Aussage „ich MÖCHT einfach äh die sachen dann auch ANwenden und so. [mhm.] ja. (1)“ verdeutlicht er nochmals seine Selbstverortung als nüchternen Praktiker. Der Partikel „dann“ zeigt hierbei, dass P2 Methoden an einem gewissen Zeitpunkt im Forschungsprojekt anwenden will. Der Partikel „auch“ impliziert hingegen, dass es neben der Anwendung auch die Diskussion über Methoden gibt: Bei aller Diskussion möchte P2, dass die Methode auch für ihn fruchtbar ist. Er zeigt, dass ihn die stets hinterfragende Methodendiskussion wenig interessiert, weil er an der gezielten Anwendung von Arbeitstechniken interessiert ist. Er will „einfach“ etwas anwenden. P2 grenzt sich damit von der Methodendiskussion ab – für ihn steht die praktische Anwendung des Werkzeugs ‚Methode‘ im Vordergrund, und nicht dessen Eigenschaften. Er inszeniert sich nicht nur als pragmatischen

²⁹ Der Vortrag handelte von der Weiterentwicklung einer bestimmten Forschungsmethode.

Software-Nutzer, sondern positioniert sich auch als pragmatischen, zielorientierten Forscher. P2 zeigt, dass die Nutzung von Software und die Anwendung von Methoden der Überlegung unterliegen, ob sie ihn praktisch beim Erreichen seines Ziels unterstützen können.

Diese Haltung zeigt sich auch in (P2: 62). P2 bemängelt an dieser Stelle die Blindheit der qualitativen und quantitativen Lager, die jeweiligen Vorteile des anderen Zugangs einzusehen (P2: 62). Die Kombination von qualitativen und quantitativen Methoden ergibt für ihn mehr Sinn, obwohl er es generell schade findet, dass es eine Spaltung zwischen qualitativer und quantitativer Schule gebe. Im Vergleich sieht er die qualitative Forschung gerade „auf dem VORmarsch“ (P2: 62) da sich die quantitative Forschung „in den letzten jahren ZU sehr aus dem fenster gehängt hat irgendwie auch“ (P2:62). Auch hier wird deutlich, dass P2 sich für methodische Streitigkeiten nicht besonders erwärmen kann und stattdessen für ein pragmatisches Umgehen und nutzenbringendes kombiniertes Einsetzen von Methoden plädiert.

6.2.3 Zusammenfassung

P2 präsentiert sich als erfahrenen, enthusiastischen Computernutzer, dessen Entscheidungen im Projekt darauf beruhen, ob etwas für seine Zwecke praktisch ist. Auch P2 scheint auf diskursiv abgesicherte Verfahrensabläufe zurückzugreifen – das zeigt sich bei der Auswahl der Software und macht sich auch in seiner Einstellung zur Diskussion von Forschungsmethoden bemerkbar. Stehen seine Entscheidungskriterien bei der Wahl der Software aber nicht im Gegensatz zu diesem Leitbild des ‚Pragmatismus‘? Im Gegenteil. Die Verbreitung und Akzeptanz im Diskurs sind für P2 bestimmende Faktoren. Das Übernehmen von diskursiv abgesicherten Forschungsstrategien kann im wissenschaftlichen Betrieb durchaus als pragmatische Entscheidung gewertet werden: Bestehende Methoden übernehmen und bekannte Tools nutzen – beides verspricht Zeitgewinn und Absicherung.

6.3 Interview P3: Hauptmotive und Zugang zu Software

Da das Gespräch mit P3 wesentlich länger und ausführlicher war als die beiden anderen Interviews, habe ich die Analyse etwas feiner aufgegliedert: Ich beschreibe zunächst P3s Erzählung der Nutzungsgeschichte und seine generationelle Selbstverortung. Daraufhin zeige ich, welche Erwartungshaltung P3 bei der CAQDAS-Nutzung mitbringt – und wie sich sein Zugang zu Computern im Lauf seines Nutzerlebens veränderte. In einem letzten Schritt arbeite ich P3s Hauptmotiv beim Arbeiten mit MAXqda heraus: Die ‚Intensität‘ beim Auswerten.

6.3.1 CAQDAS-Geschichte: Vom professionellen Steckenpferd zur Arbeitsgrundlage

Während der Promotion kommt P3 zum ersten Mal mit Winmax, einem Vorgänger von MAXqda in Kontakt. Er habe mit der Software spielerisch experimentiert, die Interviews für die Dissertation aber von Hand ausgewertet (P3: 16; vgl. auch P3: 65-68). In den folgenden Jahren lehrte er unter anderem die Nutzung von CAQDAS und betreute Arbeiten, in denen mit MAXqda gearbeitet wurde (P3: 16). Erst in seinem aktuellen Habilitationsprojekt habe er

(2) SEHR SEHR intensiv damit gearbeitet jetzt in den letzten vier jahren. [mhm.] (.) das war so: eigentlich jetzt der EIgene zugang: eben nich mal nur im rahmen von n bisschen rumprobieren, sondern wirklich INTensivste eigene arbeit damit, (1) ähm: sehr MEHRdimensional (1) (P3: 16)

Die Wortbetonungen verdeutlichen in dieser Passage besonders deutlich die Stärke der Nutzungserfahrung. Inhaltlich grenzt P3 an dieser Stelle die aktuelle Nutzungsweise von der Nutzungsweise des spielerischen „rumprobierens“ in der Vergangenheit ab.

In P3: 17 frage ich konkret nach, wer entschied, dass Software genutzt wurde: P3 antwortet erheitert, dass er das als Projektleiter entschieden habe. Er fügt hinzu, dass er auch seinen Mitarbeiter in die Entscheidung einbezog (P3: 18). Da sie beide laut P3 sehr computernah seien, habe sich Frage, *ob* computergestützt gearbeitet werden sollte für P3 automatisch erledigt. Zweiter Faktor der Nutzung ist die Materialmenge: Sie wäre laut P3 manuell nicht bearbeitbar gewesen (P3: 18). Einen Suchprozess nach Software erwähnt er nicht; hingegen wird deutlich, dass MAXqda für ihn von vornherein die einzige Option darstellte.

Der Computer selbst steht bei P3 für einen Generationswechsel und für Innovation. Das zeigt sich besonders, wenn er von seiner ersten Anstellung nach der Promotion erzählt:

als ich damals da hin kam (.) war das institut noch so n altes pädagogisches; es gab für jeden ne elektrische SCHREIBmaschine. [mhm] und das WARS so in etwa, NEIN. es KAM grad die neue

generation und eben einige leut die auch forschen WOLLten und auch geforscht HAM, und da ham wer (1) dann eben AUCH (2) <<leiser> es war auch nur winmax glaub ich geKAUFT,> (1) auch DA damit gearbeitet dann au noch n paar arbeiten betrEUT (.) mehr oder weniger eng die damit gearbeitet haben, (3) (P3:16)

P3 beschreibt mit einer humoristischen Überzeichnung ein Institut, das sich seiner Ansicht nach noch im vordigitalen Zeitalter befand. Diese Überzeichnung kennzeichnet er als scherzhaft, indem er sie sofort zurück nimmt. Zum Zeitpunkt seiner Promotion sei ein generationeller Umbruch vonstatten gegangen, und im Zuge dieses frischen Windes wurde am Institut auch Winmax angeschafft. P3 macht die Schreibmaschine zu einem Symbol für das vordigitale Zeitalter: Sie ist das Artefakt einer Generation, der er selbst zu diesem Zeitpunkt nicht mehr angehört. Doch dies ist nicht die einzige Selbstverortung, die er in der Eingangspassage (P3: 16) vornimmt – P3 sieht sich als:

- Innovator: Dies zeigt besonders schön ‚Schreibmaschinen‘-Passage. Außerdem beschreibt er, wie er seine Frau dazu anrege, MAXqda auch für literaturwissenschaftliche Analysen zu nutzen.
- Lehrender: Er unterweist Studierende, KollegInnen und seine Frau.
- Insider: Er erwähnt sein Gespräch mit Anne Kuckartz auf der Tagung und sein Gespräch mit Udo Kuckartz über Innovationen von MAXqda. Damit kommuniziert er Nähe zu den EntwicklerInnen und VertreterInnen.
- Programmierer: Er hat früher selbst eine Literaturdatenbank programmiert, deutet also an, dass er sich mit Datenbanken – wie MAXqda letztendlich eine ist – auskennt.
- Nutzer: Im seit vier Jahren laufenden Projekt nutzt er MAXqda.

P3 verortet sich insgesamt als jemand, der der Community nah steht und fortschrittverbreitend ist. Dass dies auch mit seinem generationellen Selbstverständnis zu tun hat, deutet sich in der ‚Schreibmaschinen‘-Passage bereits an. Auf die Frage, welche anderen Programme er kenne, antwortet P3:

also ich (.) bin natürlich so=n alter: FRICKler oder auch DIE generation die wirklich so von dos: bis: äh windows [12:24 BANDSPRUNG] <<leiser> (? vista?) hab ich noch nich ANgefasst; doch. [<<leichtes Auflachen>>] ei:n paar mal bei meinem vater aber.> (1) so wirklich die GANze entwicklung; und wirklich ä:h auch viel zu viel lebenszeit in computerbasteln investiert [mhm,] ähm (2) (P3:22)

Er bezeichnet sich als „alter FRICKler“, also als jemand, der – mit gewisser Leidenschaft – kleinteilige Probleme löst. Direkt danach rechnet er sich einer Generation zu, die Computer von DOS bis Windows erlebte. Grammatikalisch ist er sogar die Generation, was zusätzlich eine starke Identifikation nahe legt. Gegenüber dem neuesten Fortschritt grenzt er sich ab, indem er sagt, dass er Windows Vista nicht anfassen würde. Gleichzeitig zeigt er durch die Windows-

Kritik Nähe zu einer Windows gegenüber skeptischen Diskussion, die klassischerweise von HackerInnen, ComputerschrauberInnen, ProgrammiererInnen und ComputerexpertInnen geführt wird. P3 positioniert sich mir gegenüber damit als ein User, der sich überdurchschnittlich auskennt und daher kritisch gegenüber Software sein kann.

Er als Bastler habe sich mit den Kinderproblemen der Software auseinandergesetzt und musste damit die Arbeitsfähigkeit seiner Rechner mehr oder weniger selbst herstellen und mitgestalten – heute hingegen zeigt er sich zögernd gegenüber Innovationen. In (P3: 80) grenzt er seine Generation nochmals genauer ab, indem er sie als „grenzgeneration“ (P3: 80) beschreibt: Im Gegensatz zur jüngeren Generation, die jetzt noch mehr am Rechner arbeite.

6.3.2 Erwartungshaltung und Denklogik: Bestimmende Faktoren für den Zugang zur Software

P3 erwähnt, dass ihm an MAXqda besonders der schnelle Zugang (P3: 22) und das Handling (P3: 24) gefallen. Die Passage (P3: 25-30) zeigt, wie wichtig ihm diese NutzerInnenfreundlichkeit bei einer Software ist: P3 nutzte für eine Videoanalyse kurzfristig ATLAS.ti, und dieses dient in seiner Erzählung als Negativbeispiel (P3: 30). Er bemängelt zunächst, dass er aufgrund der Struktur des Programms gezwungen gewesen sei, das Handbuch zu lesen, um die grundlegende Funktion des Codierens durchführen zu können. Sein zweiter Kritikpunkt ist, dass die Optionen der Videobetrachtung und -analyse nicht in den Rest des Programms eingebunden gewesen seien, so dass er keinen schnellen Zugriff auf die Daten hatte.

P3 gibt zu, dass er sich bereits an die Struktur des Programms MAXqda gewöhnt gehabt habe und empfindet bereits die Erstellung einer Projektdatei mit ATLAS.ti als „wesentlich Unlogischer“. (P3: 30) Er geht davon aus, dass erfahrene NutzerInnen von ATLAS.ti umgekehrt vor ähnlichen Problemen stünden (P3: 30). Es scheint hier durch, dass er sich als Nutzer an eine bestimmte generelle Logik der Softwarenutzung angepasst hat; er vermutet, dass es eine „windows logik“ (P3: 90) sein könnte. Möglicherweise erscheint ihm MAXqda ‚logischer‘ als ATLAS.ti, weil er MAXqda von der Bedienstruktur her näher an der Bedienstruktur von Windows und dem Windows-Explorer angelehnt sieht als ATLAS.ti. Es scheint also ein gewisses Bedürfnis nach Deckungsgleichheit von P3s Denk- und Erwartungssystem mit der Software zu bestehen. Die Kontrastierung mit einem anderen Software-Paket zeigt: Optionen dürfen für P3 nicht angeflickt wirken, alle Daten eines Projekts müssen leicht miteinander verbindbar sein. Das Konkurrenzprogramm empfand er als „GRAUsam“ (P3: 25), da ihm die Bedienlogik fremd war.

Wie genau das Erlernen von Software-Nutzung vonstatten ging, beschreibt P3 nur nebenbei: P3 nutzte Tutorials, meint aber, dass sich erst durch learning by doing die Funktionen wirklich erschließen lassen (P3: 22). Das und seine Abneigung gegen Handbücher (P3: 30) passt zu der oben schon beschriebenen Selbstverortung als Bastler, Tüftler und Ausprobierer. Auf meine Nachfrage per E-Mail antwortete P3 überdies, dass er keine Workshops besucht hatte, aber von KollegInnen in die Software eingewiesen wurde (P3: Nachfragen).

6.3.3 Der Zugang zur Software: Vom Experimentieren zur minimal-invasiven Nutzung

Ich habe bereits beschrieben, dass P3 zwischen zwei verschiedenen Zugängen zur Software unterscheidet: Dem spielerischen, ausprobierenden (vor dem aktuellen Projekt) und dem ‚intensiven‘ (im laufenden Projekt). P3 beschreibt mehrfach, dass er manche Funktionen von MAXqda auch heute noch manchmal „spasseshalber“ (P3: 52) verwende. Er könne sich vorstellen, auch nach Methoden zu arbeiten, bei denen die Nutzung von CAQDAS eher ungewöhnlich oder erschwert ist; er sieht dies als Experiment, das er gerne „durchspielen“ (P3: 76) und „ausprobieren“ würde (P3: 76). Semantisch bestätigt sich damit wieder der von P3 kommunizierte spielerisch-tüftlerische Zugang zu Software – der allerdings aus Zeitgründen beschnitten werden muss (P3: 76). Auf meine Frage, was ihn heute zum Fluchen bringe (P3: 89) erklärt er, dass es ihn ärgert, dass die Fehlersuche komplexer bis unmöglich geworden sei. Die Lösung für Probleme bestehe oft darin, Programme zu deinstallieren und den Rechner zu formatieren (P3: 90). Er glaube zwar, dass sich die NutzerInnenfreundlichkeit erhöht habe, dass aber die UserInnen sich auch an die Logik der Rechner gewöhnt hätten, beziehungsweise die Struktur der Programme schlicht hinnehmen würden (er bezieht sich dabei speziell auf Betriebssysteme). P3 wünscht sich zwar, dass sich Software weiter an die Menschen anpasst, schließt aber seine Ausführungen damit, dass er glaube, dass sich der Mensch auch an den Rechner angepasst habe. Doch obwohl für P3 der Rechner „der dreh und angelpunkt“ (P3: 52) ist, wenn es darum geht, auf seine Daten zuzugreifen: Heute benutzt er so wenige neue Programme wie möglich (P3: 90-92).

P3s Zugang scheint sich mit der Entwicklung von Software zu ändern: Früher war sie schlecht zu bedienen, er musste sich mit Tricks und Basteleien selbst behelfen, um sie zum Laufen zu bekommen. Der Rechner war für ihn vor allem in der Vergangenheit eine Art professionelles Hobby, dies deckt sich auch mit der

Beschreibung der spielerischen Softwarenutzung auf der ersten Dozierstelle (P3: 16).³⁰ Heute haben Programme eine glatte BenutzerInnenoberfläche. P3 kann oder will daran nicht mehr herumspielen, weil das im Hintergrund Ablaufende zu komplex ist – oder er traut sich zumindest nicht mehr. Mit dem Motto „never touch a running system“ (P3: 90) fasst P3 seine Einstellung zu Software sehr genau zusammen: Die Weiterentwicklung von Software und Rechnern scheint ihn vom Bastler zum eher minimal-invasiven User gewandelt zu haben – und das, obwohl der Rechner für ihn der Hauptort seines Arbeitens ist.

Die oben besprochene strikte Abgrenzung von spielerischer und ‚intensiver‘ Phase lässt jedoch auch die Deutung zu, dass sich die Einstellung zur Softwarenutzung dadurch veränderte, dass P3 sich im professionellen Arbeiten mehr und mehr auf die Software verlassen musste. Mit der Nutzung von MAXqda in einem größeren Projekt ist das Programm nicht mehr ein professionelles Steckenpferd, sondern es wird elementarer Bestandteil der professionellen Arbeit. Dadurch werden Experimente riskant: Sie sind zeitintensiv und ihr Ausgang ist ungewiss.

6.3.4 ‚Intensives‘ Arbeiten mit CAQDAS: Vernetzen, springen, bohren

P3 nutzt, wenn er über seine aktuelle Nutzung von MAXqda spricht, stets das Motiv der ‚Intensität‘ des Arbeitens (P3: 16; 52; 60; 64; 76; 84; 105); es scheint zentral für seine Analyseerfahrung mit MAXqda zu sein. Doch: Was ist ‚Intensität‘? Welche Arbeitsweise und Arbeitshaltung ist für P3 ‚intensiv‘?

In der langen Eingangspassage (P3: 16) erklärt P3, dass er bei Nutzung von MAXqda immer wieder auf den Text (oder auf Teile davon) zugreifen kann. Ideen und Arbeitsergebnisse, die mittels Memos direkt im Programm geschrieben und mit Textstellen verknüpft werden können, sind für ihn schnell überprüfbar. In dieser Passage erzählt er auch, dass in den späten 80er Jahren Extremfälle in qualitativen Studien eine größere Rolle spielten und qualitative Forschung unter dem Verdacht stand, dass diese die Analyseergebnisse dominieren konnten. Diese Erzählung nutzt er als Gegenbeispiel zu seiner heutigen Arbeitsweise: Durch die ständige Überprüfung von Arbeitsergebnissen am Text seien es weniger die Extremfälle, die ihm als Forschenden aufgrund der Prägnanz im Kopf blieben. Vielmehr könne er mit der Software seine Arbeitsergebnisse anhand des Abgleichs mit vielen verschiedenen Textstellen kontrollieren (P3: 16). Der schnelle Zugriff auf Texte und Textteile ermöglicht es P3 also, auch die weniger prägnanten Fälle (oder Textstellen) im Blick zu behalten. Dies wiederum hilft

³⁰ Auch in den langen Erzählungen nach dem Gespräch wird dies deutlich: P3 erzählt beispielsweise, wie er in einer Nacht-und-Nebel-Aktion Netzwerkkabel an seiner Uni selbst verlegte und Netzwerkpartys organisierte.

ihm, einem alten Vorwurf gegen qualitative Methoden (die Episodenhaftigkeit) zu entkräften.

Auf meine Frage, was sich im Vergleich zum ‚manuellen‘ Arbeiten verändert hat, steigt P3 mit einer Voraussetzung ein: Wenn man sich Zeit nimmt, nimmt die ‚Intensität‘ zu (P3: 52).

(1) h:;=ähm: wenn ich RIChtig REIN gehe ins materia:l: is so die intensität dadurch dass ich sehr schnell im material SPRINGen kann. (1) also die möglichkeit sich sich da sehr REINzubohren (.) <<leicht auflachend> mit der gefahr sich zu VERbohren vielleicht auch> [mhm] (1) denke dass~ da HILFT die software weil so viel BLÄTTER ich freiwillig einfach nich. das is äh: (.) irgendwann: werden die papierstapel glaub ich un~ also wenn ich wenn ich an UNsere sechzig interviews denke die möcht ich NICHT auch papier bearbeiten [mhm;] also da: seh ich (1) ne ABSolute grenze also auch von der menge des materials das ich bearbeiten kann. (P3: 52).

Besonders interessant ist in dieser Passage die Metaphorik: Intensität entsteht durch das ‚Springen‘, also das Ansteuern verschiedener Texte und Textstellen. Gleichzeitig entsteht sie durch das ‚Bohren‘. Bohren ist punktuelles, tiefes Eindringen in ein Material. ‚Intensität‘ entsteht also auch durch das ‚Reinbohren‘, also tiefes, konzentriert-punktuelles Eindringen in verschiedene Deutungsebenen, die ein Text bietet. Dieses birgt für P3 auch die Gefahr, sich zu „VERbohren“, also zu punktuell und zu eng zu analysieren. Diese stark am Text verortete Arbeitsweise wird für P3 möglich durch die Software: Zum einen wäre es ihm zu aufwändig, so viel zu blättern, zum anderen könne er derartig arbeitend mit manuellen Methoden weniger Material auswerten. Die ‚Sprung‘- und ‚Bohr‘-Metaphern decken sich mit P3s Beschreibung, dass er im Zuge der Arbeit mit MAXqda eine Art Hypertext³¹ (P3: 16) aus den Daten gemacht habe und ‚mehrdimensional‘ (P3: 16) arbeite.

Das Abgleichen von Arbeitsergebnissen am Text beschreibt P3 in der Passage (P3: 52). Er erklärt, dass er beim Verfassen seines Forschungsberichtes die Textverarbeitung und MAXqda gleichzeitig geöffnet hatte,

„UM wirklich IM schreibprozess sachen nochmal zu entwickeln NACHzukucken NACHzuchecken un NICH nur ne passende zitastelle zu finden sondern wirklich: ideEN zu generieren ideen zu verifizieren abzusichern [mhm;] (1) ähm ich denke das würde man auf papie:r !SCHLICHT!weg aus handhabungsgründen. (1) NICH unbedingt so intensiv machen. (.) es ver!HIN!dert des nich ich brauch halt mehr zeit und n grossen schreibtisch.“ (P3:52)

³¹ Hypertexte bestehen aus multilinear verknüpften Informationseinheiten, die eine vernetzte Struktur bilden.

Die Analyseergebnisse werden von P3 im Schreiben weiter überprüft und gegebenenfalls verändert oder weiterentwickelt (vgl. auch P3: 60). Dies würde er in dieser Form bei manueller Handhabung weniger machen, da es zeitaufwändiger wäre und viel Arbeitsplatz erforderte. Es bestätigt sich hier, dass ‚intensives Arbeiten‘ für P3 sich im wiederholten Zugriff auf Texte und Textstellen und der damit verbundenen ständigen Prüfung von Analyseergebnissen an den Daten charakterisiert.

Was tut P3 also, wenn er mit dem Programm arbeitet? Er lässt sich auf eine größere Oberfläche an Information ein. Zunächst erlaubt der schnelle Zugriff auf den Text, dass P3 zwischen den Texten und Textstellen springen kann: Die Textoberfläche erhöht sich, als ob P3 den Text auf einem großen Schreibtisch ausbreiten würde. Nun kann P3 verschiedene Punkte (Textstellen) seiner Daten miteinander verknüpfen; die Analysen und Interpretationen bilden mit den Memos weitere Knotenpunkte, die er wiederum ansteuern und verknüpfen kann. Dadurch entsteht – räumlich gesehen – ein dreidimensionales Netz, in dem Text, Analysen, Ideen und Interpretationen verschiedene Ebenen bilden und aufeinander bezug nehmen. Der Zugriff auf dieses Netz ist daher für P3 „mehrdimensional“ (P3: 16). P3 baut sich ein Netzwerk auf, das der Sinnerschließung dient. Das schnelle, auch selektive Ansteuern und erstellen verschiedener Knotenpunkte im Raum ist schließlich das ‚bohren‘: Die tiefgehende, punktuelle Auseinandersetzung mit Text, Analyse, Ideen, Interpretationen.

6.3.5 Zusammenfassung

P3 inszeniert sich als alten Hasen und als Vorreiter der Computertechnologie in der qualitativen Forschung; er verortet sich stark in der Nähe der Computer- und MAXqda-Community. Die Computerisierung ist ein Merkmal seiner generationellen Verortung und scheint seit seiner Promotion Teil der professionellen Profilierung zu sein. P3 kennt MAXqda seit seiner Promotion, hat es allerdings zum ersten Mal in seinem aktuellen Forschungsprojekt ausgiebig genutzt. Er grenzt dabei eine Phase des spielerischen Ausprobierens von einer Phase des ‚intensiven‘ Arbeitens ab. ‚Intensität‘ ist für P3 das schnelle, konstante Anspringen von Textstellen im Material und punktuelle, tiefgehende Auseinandersetzung mit einzelnen Textstellen und Analyseergebnissen. Auffallend ist, dass sich P3s Zugang zu Software mit der Zeit geändert hat: Der experimentell-spielerische Zugang weicht einem zögerlichen, eher konservativen Nutzungsstil. Gründe dafür sind meiner Meinung nach vor allem die Weiterentwicklung von Soft- und Hardware, die Verfestigung bestimmter Erwartungsstrukturen bei der Computernutzung sowie die zentral werdende Rolle von QDA-Software in der eigenen Forschung.

6.4 Zusammenschau und Diskussion der bisherigen Ergebnisse

Bei allen drei ForscherInnen scheint eine Programmauswahl in Form des breiten Vergleichens von Programmen nicht stattgefunden zu haben: P1 nutzt, was ihr die Hochschule zur Verfügung stellt, P2 nutzt, was seiner Ansicht nach viele andere nutzen, und P3 stellt sich die Frage nach der Auswahl gar nicht. Es ist hierbei zu beobachten, dass alle drei ForscherInnen bei dem Programm bleiben, das sie zuerst kennenlernen. Dabei unterscheiden sich jedoch die Gründe: Für P1 wäre es ein Zeitverlust gewesen, sich neu in eine andere Software einzuarbeiten und bereits getane Arbeit zu übertragen. P2 wählt MAXqda, weil es seiner Meinung nach das verbreitetste und akzeptierteste Programm ist, und P3 war die Bedienlogik eines anderen Programms in der Vergangenheit befremdlich erschienen.

Was das Erlernen der Software-Nutzung angeht, erwähnt P1 als einzige im Interview das Handbuch und Workshops als Lernhilfen. P2 und P3 gehen nicht konkret darauf ein, wie sie die Nutzung erlernten. Sie inszenieren sich stattdessen als computernah, als Experimentierer und Tüftler – das scheint eine Erwähnung der tatsächlichen Erlernung für sie zu erübrigen. Besonders bei P3 ist auffällig, dass er sich in verschiedenen Rollen zur Software inszeniert, aber im Interview nur nebenbei darauf eingeht, wie er die Nutzung tatsächlich erlernt. Erst auf eine Nachfrage per E-Mail antwortet er, dass ihm erfahrene NutzerInnen Einführungen gaben (P3: Nachfrage). Gleichzeitig zeigt er bei seiner Erzählung über ATLAS.ti, dass es ihm zuwider sei, Handbücher zu wälzen, um die Nutzung zu erlernen. Die Erzählung der Lerngeschichte von MAXqda – also das, was als solche inszeniert wird – ist damit eingebettet in die Selbstinszenierung. Im Gegensatz zu P1 scheinen P2 und P3 ein größeres Interesse gehabt zu haben, sich in den Gesprächen als Computer-affin zu inszenieren. Möglicherweise erwähnen sie deshalb weniger, wie sie die Software-Nutzung von anderen oder durch professionelle Anleitung erlernten. Auf den ersten Blick erscheinen P2 und P3 als erfahrenere, weniger durch Anleitungen geprägte User. Doch vor allem im Fall von P3 zeigt sich, dass die tatsächliche Nutzung des Programmes weniger spielerisch vonstatten geht, als dies die Selbstinszenierung vermuten lässt. Der spielerische Zugang scheint abzunehmen, je wichtiger QDA-Software für die eigene Analysearbeit wird, und nicht nur eine Art professionelles Hobby ist.

Möglicherweise antwortete P1 offener auf meine Frage nach dem Erlernen der Nutzung. Doch gleichzeitig stützen auch ihre Antworten eine Inszenierung von Professionalität. Wie die ‚tatsächliche‘ Einarbeitung vonstatten ging, können

meine Interviews wohl nur sehr bedingt zeigen.³² Sie zeigen aber sehr wohl, wie die Inszenierung von Software in ein Selbstbild der Nutzung eingeordnet wird.

In allen drei Fällen begründen die InterviewpartnerInnen ihren Zugang zu Software mit der Generation, in der sie sich selbst verorten: Interessant ist hierbei, dass P1 und P2 fast gleich alt sind, sich aber jeweils selbst in eine computer-fernere und eine computer-nähere Generation eingliedern. In allen drei Fällen wird durch die Bezugnahme auf die Generation eine gewisse Normalisierung des eigenen NutzerInnen-Verhaltens erreicht: KeineR der InterviewpartnerInnen inszenierte sich als besonders herausstechend aus der eigenen Generation, sondern vielmehr als deren typisches Kind. P1 inszeniert sich hierbei als distanziert-professionelle Nutzerin, wohingegen P2 und P3 sich als Bastler sehen und einen spielerischen Zugang zu Software und Computern kommunizieren.

Ich habe in den Interviews drei Hauptmotive der Nutzung von QDA-Software identifizieren können: Legitimität (P1), Funktionalität (P2) und Intensität (P3). Diese drei Leitbilder stehen nicht starr nebeneinander. So meint beispielsweise P1, dass Software genutzt wird, um Vorwürfen der mangelhaften Methodizität vorzubeugen – diese Funktion hat auch die ‚intensive‘ Arbeitsweise für P3. Das wird beispielsweise deutlich, wenn er erzählt, dass in der vergangenen Methodendiskussion moniert worden wäre, dass sich qualitative Forschung nur an extremen Einzelfällen entlang handle, und er nun einen breiteren Überblick über eine größere Fallmenge habe. Die Berufung auf rationale, pragmatische Entscheidungen im Projekt von P2 (besonders bei der Auswahl der Software aufgrund von diskursiver Dominanz) wiederum fußt auf einem Bedürfnis nach Legitimation. Die drei Hauptmotive sind also keineswegs auf die jeweiligen Interviews beschränkt; sie sind aber jeweils verschieden stark ausgeprägt. Basis aller drei Motive ist vor allem der gemeinsame Anspruch von Professionalität. Oder, um es pointierter auszudrücken: Die Verwissenschaftlichung des eigenen Handelns.

Meine Analysen der Nutzungsgründe decken sich mit Lees und Fieldings Arbeitsergebnissen (Fielding/Lee 1998: 56-59). Sie nennen als ersten Hauptgrund der Softwareverwendung Vorteile im Daten-Management. Diese zeigen sich vor allem bei P2 und P3 wenn sie erwähnen, dass die Material-Menge, die sie zu analysieren hatten, manuell nicht bearbeitbar gewesen wäre. Zweiter Nutzungsgrund ist für Lee und Fielding die mögliche Erhöhung des Potenzials der Analysen: Dies wird vor allem in P3s Intensitäts-Motiv deutlich. Der dritte

³² Meiner Ansicht nach würde sich beispielsweise ein Fragebogen für diese Fragestellung weitaus besser anbieten, da in diesem Fall der Faktor ‚Selbstinszenierung‘ eine weitaus kleinere Rolle spielt.

Nutzungsgrund für Lee und Fielding, die Erhöhung von Akzeptanz und Glaubwürdigkeit qualitativer Forschung, zeigt sich vor allem in Interview P1.

In allen drei Fällen hängt die Computernutzung stark mit der Professionalisierung zusammen. P1 gewöhnt sich im Laufe ihrer Ausbildung an den Computer, P2 setzt seit seiner Qualifizierungsarbeit voll auf Software-basiertes Arbeiten, und für P3 ist Computernutzung als technische Innovation Teil der professionellen Laufbahn. Dementsprechend groß ist die Rolle und der Einfluss des Computers in der aktuellen professionellen Lage der drei Interviewpartner: P3 und P2 charakterisieren sie gar als zentral.

6.5 Die Arbeit im Team: Datenabgleich und Kommunikation

Da die von mir interviewten ForscherInnen jeweils ein Team um sich haben oder hatten, ist nicht nur die Frage wichtig, ob Software Arbeitsprozesse verändert – sondern auch, ob und wie sich Team-Arbeitsprozesse verändern. In diesem Kapitel möchte ich beschreiben, welche Vorteile die Nutzung von MAXqda dabei für die ForscherInnen hatte, welche Problematiken für die Teamarbeit entstanden und wie die Teams auf diese Problematiken reagierten.³³

6.5.1 P1: Software als Grundlage des Austauschs

Für P1 spielt die Software für das Teamwork eine entscheidende Rolle, sie ist „das plateAU auf dem wir uns BEWEGEN und uff dem wir uns austauschen (.).“ (P1: 24). Sie erwartet, dass alle Teammitglieder mit der Software kompetent umgehen können, damit die Kommunikation (mittels der Software) vonstatten gehen kann (P1: 24). Das Team besteht aus P1 und zwei Wissenschaftlichen Hilfskräften; für die Codierung werden die Texte aufgeteilt, teilweise wird auch parallel an Texten gearbeitet. Die Auswertung der Interviews befand sich zum Zeitpunkt des Interviews auf dem Stand, dass die Interviews anhand eines von P1 erstellten Kategoriensystems codiert wurden (P1: 28). Den Codierenden stehe es dabei frei, das Kategoriensystem zu verändern; es gibt einen gemeinsamen Projektstand, also keine unabhängigen Kleinprojekte, die sich jeweils in eine bestimmte Richtung entwickeln. Probleme mit der Teamarbeit seien vor allem beim Zusammenführen der Dateien entstanden, wenn die Codebäume nicht korrekt abgeglichen wurden (P1: 50; 52; P1: Nachfragen).

³³ Kurzbeschreibungen der methodischen Zugänge der ForscherInnen befinden sich zusätzlich im Anhang (Anhang 7).

6.5.2 P2: Teamarbeit im Wechsel

P2 erstellte mit seiner Hilfskraft ein Codierschema; Codierrichtlinien (Codelänge, Struktur des Codebaums) wurden formuliert, dann wurden die Texte in zwei Dateien codiert (P2: 22). Das Team änderte diese Methode jedoch, da Probleme mit der Zusammenführungsfunktion der Software auftraten. Das Team ging dazu über, im regelmäßigen Wechsel in einer Datei zu arbeiten (P2: 20). Es wurde ein Codebaum erstellt, den der/die jeweilige Bearbeitende verändern konnte. Änderungen wurden dann gemeinsam diskutiert (P2: 22). Grundmuster des Codebaums waren die Leitfragen, welche im Lauf des Codierprozesses mit Subcodes versehen wurden (P2: 22). Nach diesem Prozess wurden die Codes zu bestimmten Themenbereichen aktiviert, wenn eine entsprechende Frage ans Material auftauchte (P2: 24). Es wurden also die Fragmente untersucht – mit dem Ziel, das in den Interviews Gesagte mit den quantitativen Daten des Projekts zu vergleichen.

6.5.3 P3: Auseinanderdriften und wieder zusammenfinden

Die Interviews wurden zunächst von zwei Hilfskräften grob codiert (P3: 32-36); die Texte wurden dann zusammengefügt. Das Team besteht aus P3, den Hilfskräften und einem Wissenschaftlichen Mitarbeiter. Auch während der Feinanalyse nutzt P3 in seinem Team die Möglichkeit, getrennt zu arbeiten und die Arbeitsergebnisse in einer Datei zu verschmelzen (P3: 44). Er fasst zusammen: „(1) das hat im grossen und ganzen wie gesagt wenn man dann auch wusste wodrauf mer achten muss (.) äh GUT funktioniert. [mhm.] (2)“ (P3: 44). Dieses ‚Wissen, worauf man achten muss‘ birgt eine Änderung der Arbeitsweise. P3 erwähnt, dass Probleme mit Memos während der Teamarbeit aufgetreten waren, er sich aber nicht mehr genau erinnere, was für Probleme das waren (P3: 38). Er verweist auf seinen Mitarbeiter, den ich infolgedessen per Mail anschreibe. P3s Mitarbeiter erklärt mir in seinem Schreiben, dass Text in Memos verloren ging, wenn zwei Nutzer in ihren jeweiligen Dateien an der gleichen Memo arbeiteten und diese Dateien dann verschmolzen wurden.³⁴ Da die Teamarbeit in der von P3 und seinem Team intendierten Weise mit der damaligen Programmversion nicht möglich war, wurde sie geändert. Von nun an arbeiteten alle MitarbeiterInnen zwar an eigenen Dateien, jedoch immer an verschiedenen Interviews. So wurde das Problem umschifft, dass verschiedene Analysierende an der gleichen Text-Memo arbeiteten (Korrespondenz mit dem Mitarbeiter P3s, Anhang 8d).

³⁴ Die Korrespondenz befindet sich im Anhang (Anhang 8d).

Er beschreibt, dass er manche Arbeitsschritte delegierte, die er für unproblematisch hielt (P3: 36). Im Nachhinein stellte er fest, dass er die Arbeit der Hilfskräfte hätte näher und früher kontrollieren sollen. Nicht, weil sie schlecht arbeiteten: Sondern weil ihm nicht ganz gelang, die Code-Definitionen, die er im Kopf hatte, klar zu kommunizieren. P3 zieht das Fazit, dass eine stärkere gemeinsame Erarbeitung der Codes sinnvoll gewesen wäre, da die Perspektiven verschieden seien, wenn man verschieden tief im Material und im Thema steckt (P3: 36). Die räumlich-zeitliche Trennung von Teams wurde somit zum Problem, wenn bestimmte Punkte nicht gemeinsam erarbeitet und abgeglichen wurden. Auch in (P3: 46) beschreibt er, wie Software zwar das räumlich getrennte Codieren und Um-Codieren vereinfacht. Doch die Absprache im Team sei bereits bei simplen, inhaltsbezogenen Codierungen enorm wichtig – und werde umso bedeutsamer, je abstrakter codiert wird (P3: 46).

Ich frage daraufhin, ob sich etwas durch die Nutzung von MAXqda in der Teamarbeit verändert habe (P3: 49). P3 antwortet, dass man früher mit einer Gruppe hätte arbeiten können, indem man am Tisch gemeinsam über die Texte sprach (P3: 50). Er sieht jedoch den Vorteil der Software, dass jedeR für sich selbst arbeiten kann, dass man aber darauf achten müsse, wieder auf einen gemeinsamen Stand zu kommen (P3: 50). P3 erzählt, dass er und sein Team zum Teil über Telefonkonferenzen kommuniziert hätten, da streckenweise die sprachliche (Echtzeit-) Kommunikation nötig gewesen sei. Er fasst zusammen, dass ausschließliche Zusammenarbeit auf der Ebene der Software nicht funktionieren würde, vor allem wenn die Auswertung qualitativ (nicht auszählend) sei (P3: 50). Er vergleicht das mit der Überarbeitungsfunktion von Word: Die Diskussion über einen Text finde nur auf der Ebene des Textes selbst statt, aber nicht von Angesicht zu Angesicht; man stoße in der Folge an Grenzen. Hier sei es dann wichtig, sich zu treffen und über den Text zu sprechen (P3: 50). P3 kann sich durchaus vorstellen, dass CAQDAS die Art der Teamarbeit verschieben könnten. Die Notwendigkeit dieser Veränderung ist seiner Ansicht nach dem Zeitdruck im akademischen Betrieb geschuldet (P3: 50) – diesen kann er entschärfen, wenn er arbeitsteilig und örtlich flexibel arbeitet.

6.5.4 Zusammenfassung und Diskussion

Unabhängig von Ort und Zeit im Team arbeiten: Das soll QDA-Software erleichtern. Ein kritischer Punkt dieser unabhängigen Arbeit war bereits in Lees und Fieldings Studien die Wieder-Zusammenführung der Arbeitsergebnisse (Fielding/Lee 1998: 70f). Alle drei InterviewpartnerInnen berichten in meinen Interviews von anfänglichen technischen Reibungen bei diesem Prozess. Sie umgehen diese, indem sie wie P1 in neue Technik investieren oder wie P2 und P3 ihre Arbeitsweise ändern. Interessanterweise schaut sich gerade P1 beim Auftreten von Problemen nach besseren Software-Alternativen um und besucht, wie oben bereits beschrieben, eine Fortbildungsmaßnahme. P2 und P3, die sich jeweils als computernah inszenieren, verändern hingegen die Arbeitsprozesse im Team. P1 sucht nach einer Lösung auf der Ebene der Software, P2 und P3 lösen das Problem, indem sie ihre Arbeitsweise den Möglichkeiten der Software anpassen. Es stellt sich hier die Frage, was Computer-Affinität oder Computer-Nähe eigentlich ist. Sie ist, so glaube ich, für P2 und P3 das Gefühl, mit dem Computer kompetent interagieren zu können und dadurch eine reibungslose Nutzung herbeizuführen. Doch es bleibt die Frage offen, ob das durch die Fähigkeit geschieht, den Computer erfolgreich den eigenen Arbeitsweisen anzupassen – oder durch die Fähigkeit, die eigenen Arbeitsweisen erfolgreich dem Computer anzupassen.

P3 spricht eine weitere Herausforderung an: Die Kommunikation im Team. Eine Zusammenarbeit nur auf Basis der Software kann seiner Erfahrung nach nicht funktionieren. Zwar könne man dem Zeitdruck im Projekt mit räumlicher und zeitlicher Arbeitsteilung entgegen wirken. Doch problematisch wurde die Zusammenarbeit, wenn die Hilfskräfte die Codes bei der Grundcodierung nicht gleich verstanden wie P3; auch die Diskussion der Analyse-Ergebnisse machte eine Kommunikation in Echtzeit in den Augen von P3 notwendig. Es deutet sich damit an, dass die Programme Arbeit im Team erleichtern (vgl. Brown 2002: §6; Kuckartz 2007b: 21; 23; 30 sowie Gibbs/Friese/Mangabeira 2002: und Ford/Oberski/Higgins 2000: nach Kuckartz 2007b: 23), die räumliche Trennung jedoch neue (und möglicherweise unerwartete) Anforderungen an die Kommunikation in den Teams stellt. Auf theoretischer Ebene beschreibt Degele (2000: 69) dieses Phänomen als Entstrukturierung und Restrukturierung: QDA-Software entstrukturiert, indem – in diesem Fall die Arbeitsbeziehung – aus einem zeitlichen und räumlichen Rahmen herausgetrennt wird (vgl. Degele 2000: 119). Dieser Prozess muss jedoch „sozial aufgefangen: restrukturiert werden“ (Degele 2000: 69), in diesem Fall durch den Aufbau neuer (virtueller) Kommunikationsroutinen.

6.6 Die Wahrnehmung von Text in MAXqda

Die Frage nach der Sicht auf Text war, im Nachhinein betrachtet, die wohl problematischste in meinem Leitfaden. Sie ist abstrakt und in gewisser Weise intim, da die Interaktion mit Text das Herzstück qualitativer Analyse darstellt. Gerade deshalb kann sie auch als sehr banal bewertet werden: Wie soll sich schon die Sicht auf Texte durch Computernutzung verändert haben? In diesem Abschnitt zeige ich, wie meine InterviewpartnerInnen auf die Frage antworteten und inwiefern die Nutzung von MAXqda Einfluss auf die Wahrnehmung von – und damit die Arbeitsweise mit – Text nahm.

6.6.1 P1: Text bleibt Text

Am meisten ringt P1 mit meiner Frage. Ihr aktuelles Projekt ist ihr erstes qualitatives Forschungsprojekt, ihre Diplomarbeit war quantitativ (P1: 14). Meine Frage, ob sich durch die Programmnutzung etwas für sie verändert habe (P1: 15), versteht sie nicht. Sie kann keine Vergleiche zum ‚manuellen‘ Auswerten ziehen, da sie keine qualitativen Projekte in der Vergangenheit durchführte.

I: un:d jetzt eben seit du (1) seit du qualitativ arbeitest bisch du auch (.) an maxqda [genau] dran. ähm (2) wie:=äh wie empfindest du deine deine sicht auf TEXTE. (2) wenn du arbeitest (.) äh (.) <<leiser> fällt dir da was auf oder>> (5)

P1: wie meine sicht auf t~texte wie ich die empFINDE [mhm] (1) naja ich HAB ja meine sicht auf texte die is nich NEU sondern die is immer schon da deswegen ha~ is meine empFINDUNG dazu natürlich (.) jetzt ooch nich NEU ne. [mhm,] (1) wie ich mit texten ARBEITE in mei=m progrAMM, äh ja in mei=m proJEKT (3) m:: naja (8) so ich finde die frage irgendwie äh [schwierig?] nich greifbar ja.

I: ja. ähm: (3) es isch~ ja genau weil=ich=meine

P1: also ich meine NATÜRLICH seh ich die texte nich wie literarische [<< affirmativ> ja=ja natürlich ja>] texte oder wie (.) wie poetische:: oder wie FACHtexte ne? [mhm, mhm.] sondern ich seh die natürlich immer (.) kontextuell bestimmt durch den hintergrund den (gruppe der interviewten) mitbringt. (2) [und] und ich kann mich ooch nie FREImachen von diesen: von diesen: von den t~ kontextuellen bedingungen die diese: person mitbringt [mhm] und dann damit das interview völlig (.) ähm:: objektiv hermeneutisch AUSwerten das is auf jeden fall nich so. [mhm.] (.) und ich finde das is aber ooch das~ der bestANDteil meiner arbeit dass ich da immer systemisch rangehe; (P1: 15-18)

Nach einer längeren Pause reformuliert P1 meine Frage zunächst. Sie betont, dass sie bereits eine Sicht auf Texte habe und daher auch ihre Empfindung der Textwahrnehmung nicht neu sei. Sie reformuliert meine Frage erneut und fragt sich selbst, wie sie mit Texten arbeite. Es folgen wiederum zwei lange Pausen, woraufhin P1 meint, dass sie die Frage nicht greifbar fände. Ich versuche, die Frage nochmals zu reformulieren, an diesem Punkt unterbricht mich P1 (P1: 17-18). Sie antwortet auf die Frage nun, indem sie Interviewtexte als Textsorte von anderen Textsorten abgrenzt (literarische Texte, poetische Texte, Interview-

Texte). Ich bestätige diese Unterscheidung sehr affirmativ. P1 erklärt, dass sie die Texte immer als Interviewtexte sieht, die den sozialen Kontext der InterviewpartnerInnen in sich tragen. Sie meint, dass sie sich in diesem Zusammenhang nicht frei machen könne von diesem Hintergrund. Sie werte die Interviews nicht ‚objektiv hermeneutisch‘ aus, sondern arbeite ‚systemisch‘ (P1: 18).³⁵

Die wiederholten Reformulierungen und die langen Pausen zeigen, dass die Frage für P1 schwierig zu beantworten ist. Zunächst stellt sie fest, dass sich ihre Sicht ‚natürlich‘ nicht verändert habe; sie habe schließlich ihre Sicht auf Texte bereits. Mit dieser naturalisierenden Reaktion weist sie die Frage als nicht relevant zurück; dies tut sie nach längerer Pause erneut, indem sie die Frage als „nicht greifbar“ (P1: 16) bezeichnet.

Es lässt sich zusammenfassen, dass P1s Herangehensweise an Texte sich ihrer Ansicht nach nicht geändert hat. Mehr noch: Die Frage nach einer Änderung findet sie eher befremdlich.³⁶ Die Möglichkeit der Veränderung der Sicht auf Texte durch softwaregestützte Analyse ist nicht Teil ihrer Erfahrung, da sie bislang noch nicht qualitativ gearbeitet hatte. Sie beschreibt hingegen, dass sie schon immer die gleiche Sicht auf Texte gehabt habe. Letztendlich beantwortet P1 meine Frage, indem sie über die Methodik in ihrem Projekt spricht: Texte sind für sie in einem bestimmten Kontext festgehaltene Daten, an die sie methodisch und reflektierend herantritt – die Computernutzung ändert an dieser Vorgehensweise und Sicht für sie nichts.

6.6.2 P2: Sinnhaftigkeit durch Strukturierung und Kondensierung

Auf meine Frage antwortet P2, dass sich seine Sicht auf das Arbeiten am Bildschirm verändert habe (P2: 28). Früher habe er Daten manuell markiert und in Heftern organisiert, heute gefällt ihm, dass er mit der Software alle Daten auf kleinem Raum bündeln kann (P2: 28). Seine Sicht auf Texte werde infolge der computerunterstützten Datenanalyse so beeinflusst:

(1) ja und der BLICK auf die texte- (.) äh GEnereLL is halt so dass äh (.) durch die strukturierungsmöglichkeiten äh (1) JA des einfach äh: (.) der text SINNhaftiger erscheinen. also wenn man dann einfach (.) den text dann auch mal in kondensIERter form sprich also NUR die codings sich dann anschauen kann- äh das macht natürlich AUCh nen nen grossen unterschied aus. (1) (P2: 28)

P2 erklärt in dieser Passage, dass durch die Möglichkeiten der Text-Strukturierung durch Codes, Text „SINNhaftiger“ erscheine. Durch die separate

³⁵ Also vermutlich nach Prämissen der systemischen Therapie, die bewusst interpersonelle Beziehungen und Zusammenhänge berücksichtigt.

³⁶ Die Passage (P1: 72) zeigt, dass die Frage für P1 möglicherweise doppelt befremdlich war, da sie von dem Interview eine Software-Evaluation erwartete, und nicht damit rechnete, über Arbeits- und Textverständnis zu sprechen.

Anzeige der Codings könne er den Text in abstrakter, zusammengefasster Form sehen; durch das Gliedern des Textes mit der Codier-Funktion entstehe ein Kondensat des Textes. Die Strukturierung erlaubt es ihm, Texte als Träger von ansteuerbaren Themen zu organisieren. Dass ihm Text ‚sinnhafter‘ erscheint, ist in diesem Zusammenhang besonders interessant: Text haftet für P2 mehr Sinn an, wandelt sich zum Sinnhafteren dadurch, dass er strukturiert wird.

P2 bezeichnet sich in dieser Passage außerdem als „FAN von äh den GRaphischen möglichkeiten von (.) maxqda“ (P2: 28): Er ordnete seinen Codes verschiedene Farben zu, so dass er im Textportrait untersuchen konnte, welche Themen in welchen Interviews viel Raum einnahmen (P2: 28). Diese neue Arbeitsweise bezeichnet er als einen ‚leichten Paradigmenwechsel‘ (P2: 28). Auf meine Nachfrage hin (P2: 29) erklärt P2, was er damit meint: Der Computer war für ihn früher eher ein Ablageort – jetzt ist der Computer der Ort, an dem er die Daten auch bearbeitet (P2: 30). P2 kann durch die bildgebenden Verfahren in MAXqda leichter erkennen, welche Interviews und welche Interviewstellen zu welchem Bereich seiner Fragestellung passen. Dieser schnelle Überblick ist für ihn das Nützliche an der Software. Auch hier spiegelt sich seine Grundhaltung als Praktiker wider: Es geht ihm um schnellen Zugriff auf Textstellen, damit er sein Ziel (die Beantwortung konkreter Forschungsfragen durch die Kondensation – also die reflektierte Zusammenfassung – von Inhalt) erreichen kann.

6.6.3 P3: Die Möglichkeit des ‚intensiven‘ Arbeitens

Auf die Frage, ob sich seine Sicht auf Texte verändert habe (P3: 61) meint P3 zunächst, dass sich die grundsätzliche Sicht nicht verändert habe, da Interviewtexte in jedem Fall als komplexe sprachliche Konstrukte wahrzunehmen sind. In seiner Dissertation habe er mit der Gratwanderung zwischen Interpretation und Nähe am Material gerungen (P3: 62). Dieses Ringen, also das Sich-Auseinandersetzen mit dem Text würde sich auch durch die Softwarenutzung nicht ändern:

ähm also dies~ dieser RITT auf messers schneide;; also ne andere beschreibung fällt mir dafür bei aller methodik und allen theoretischen die wer dazu ham nich EIN: (1) ähm (.) der BLEIBT natürlich." (P3: 62)

P3 erzählt daraufhin eine Anekdote, die illustrieren soll, dass beim Interpretieren stets Aufmerksamkeit gefragt sei (P3: 62). Ich habe nochmals nach, indem ich frage, was sich durch die *Software* für ihn verändert habe:

I: aber durch die SOFTWARE jetzt oder dadurch d~

P3: pf: wie gesagt die is eher~ also für mich is sie n tool das ein eben zwingt (.) oder HILFT; (.) ja auch n bisschen zwingt sehr

sehr intensiv am material zu arbeiten wenn man sich drauf einlässt; (1) ich glaube an der GRUNDSätzlichen einstellung ändert es (2) würd ich jetzt sagen nichts weil TEXT is TEXT für m: für MICH erst mal egal:: [mhm;] m:: welcher form ich ihn jetzt vorliegen hab; ob papier oder bildschirm oder sonst was. (P3 63-64)

Mit dieser Passage subsumiert P3 seine Einstellung zur Software, und vor allem seine Sicht auf Texte: Software ist ein Tool, das ihm hilft, aber gleichzeitig einen gewissen Zwang ausübt, wenn man sich auf die computergestützte Analyse (also die datenorganisierenden Optionen) einlässt. Den Zwang, den Software auf ihn ausübt, sieht er darin, „intensiv am material“ (P3: 64) zu arbeiten: also mit einer stark verknüpfenden, textnahen Arbeitsweise. Die Sicht auf Texte als inhaltlich reiche Analyseobjekte ändert sich dadurch jedoch nicht. Was sich ändere, sei die ‚Intensität‘ – allerdings nicht ganz ohne Konsequenzen:

(2) würd ich sagen mit maxqda jetzt in den sachen HAB ich eher intensiver an texten gearbeitet: ALLERdings MEHR AUCH in textBRUCHstücken. (1) also geNAU des mit dem coding ne, ich such mir jetzt alle codes zu; bleib=mer nochmal bei den vorhin genannten: medienkompeTENZ ich kuck mir nochmal: alle stellen wo=me=wo=mir DIE oder der jetzt was zu seinem umgang mit=m computer erzählt an; [mhm;] (.) also ich springe ge(.)ZIELter erst mal passagen im text AN; (2) ähm und geh dafür NICH mehr den ganzen text durch:. (2) ähm::: was natürlich: so=n bisschen: die gefahr HAT; d~ sich dann dadrauf ZU sehr zu verengen und den geSAMTKontext eines textes n BISSchen aus dem blick zu verlieren; (.) wir haben UNS dafür zum beispiel als tool dann wiederrum: für jeden tex:t äh:: MEHrere memos geschrieben die quasi ne KURZfassung als n summary darstellen; [mhm;] (.) um DA wieder sehr schnell mir den geSAMTfall vor augen führen zu können nochmal: [mhm;] äh OHne eben; den gesamten zu lesen; (1) also das war vorher~ so EIne dieser dieser (.) mehrfachZUgriffe; strukturen die wir uns [mhm;] da dann auch gebaut ham; (1) (P3: 105)

In dieser Passage erläutert P3 die Gefahr, dass er den Text durch die Strukturierung im Programm durch den Codebaum nur noch in Bruchstücken wahrnehmen konnte. Das bereits oben beschriebene ‚Springen‘ birgt die Gefahr, den Blick auf ein Interview als Ganzes zu verlieren – das ist es, was P3 in P3: 52 mit ‚sich Verbohren‘ meint. Er beschreibt jedoch auch, wie er diesem Problem entgegenwirkte: Indem er Zusammenfassungen der Texte schrieb.

6.6.4 Zusammenfassung und Diskussion

P1 und P3 sind sich darin einig, dass die Nutzung von Software nichts daran ändert, dass sie Texte als sinntragende, aus sozialer Interaktion entstandene Analysegrundlage sehen. Jedoch wird deutlich, dass P1 die Relevanz meiner Frage anzweifelt. Ich führe dies vor allem darauf zurück, dass P1 keinen Vergleich zu manuellem Arbeiten hatte, da sie gerade erst in die computergestützte qualitative Forschung einsteigt.³⁷ P2 und P3 können hingegen von ihrer Arbeitserfahrung mit MAXqda erzählen. Sie verdeutlichen, dass die Nutzung von Software ihren Zugang zu Texten durchaus verändert hat. P2 erscheinen Texte sinnhafter, wenn er auf sie auch in reduzierter oder durch bildgebende Optionen modifizierte Form zu greifen kann. P3 betont, dass die Software ihm eine stark interagierende und Analyse-Einheiten verknüpfende Arbeitsweise ermöglicht – dass sie sogar einen gewissen Zwang auf ihn ausübt, derartig zu arbeiten. Es ist in diesem Fall besonders interessant, dass für P2 die Kondensation und für P3 die Auffächerung der Daten durch die Softwarenutzung erleichtert wird. Es zeigt sich, dass die Software recht offen gegenüber verschiedenen – sogar gegensätzlichen – Nutzungsstilen zu sein scheint.

6.7 Zeitverwendung und Zeitmanagement

Besonders die Beschleunigung von Suchprozessen ist ein Merkmal der computergestützten qualitativen Datenanalyse. Im Zuge dieser Beschleunigung wurde immer wieder vermutet, dass durch die Vereinfachung und Beschleunigung bestimmter Verfahrensabläufe zeitliche Ressourcen für andere Aufgaben frei werden könnten und kreatives Potenzial im Forschungsprozess freigesetzt wird (vgl. Kuckartz 2007a: 18; Welsh 2002: §9; Thompson 2002: § 19; Lee/Fielding 1995: 38; Fielding/Lee 1998: 132ff; Thompson 2002: §19). In diesem Kapitel untersuche ich, ob und inwiefern meine Interviewpartner diese Erfahrung gemacht haben.

P1 weist meine Frage, ob sich mit dem Verwenden der Software etwas für sie verändert habe, zurück (P1: 9-12). Ich hatte das Gefühl, dass P1 das Interview abbrechen könnte, wenn ich weiterhin Fragen stellen würde, die ihren Erfahrungshorizont überschreiten. Da ich nicht riskieren wollte, dass sie weitere Fragen ablehnt, fragte ich sie nicht nach ihrer Zeitverwendung mit MAXqda – da

³⁷ Um herauszufinden, ob die gespannte Interviewsituation mit meinem Geschlecht zu tun hatte, zeichnete ich das Interview mit P4 auf, in dem ich gezielt die Frage nach der Wahrnehmung von Text fragte. Auch P4 hat Probleme, die Frage zu beantworten. Sie lehnt sie jedoch nicht ab, sondern meint, dass die Frage sehr komplex sei; sie führt daraufhin aus, dass sie durchaus spüre, einen anderen Zugang zu Text zu haben, wenn sie ihn auf Papier vor sich sieht (P4: 20).

sie ja erst mit der Arbeit mit dem Programm begann. Dies ist im Nachhinein betrachtet bedauerlich, da sie die Frage nach der Zeitverwendung durchaus hätte beantworten können.

6.7.1 P2: Kreativität durch Wiederherstellung von Speicherpunkten

Auf die konkrete Frage, wie die Zeitverwendung aussah (P2: 25), antwortet P2, dass dies schwierig zu beantworten wäre, da das Team nicht zur gleichen Zeit am gleichen Ort gearbeitet habe. Er äußert daraufhin, wie er die Zeit empfunden habe:

(1) also SUBjektiv würd ich sagen wars äh ne nen sehr SCHNELLEr prozess gewesen nachdem diese ganze VORarbeit geleistet war- (.) also die die AUSwertungsphase (.) hat äh (.) ja UNgleich weniger zeit äh in ANspruch genommen wie die codierungsphase. [mhm;] oder die transkriptionsphase allein. (.) ja. (P2: 26)

Mit ‚Vorarbeit‘ meint P2 das Codieren: denn nachdem dies abgeschlossen gewesen wäre, sei die Auswertung schnell vonstatten gegangen. Die Arbeitsweise: Codes zu einem bestimmten Thema wurden aktiviert, die entsprechenden Interviewteile im Programm angezeigt. Diese Suche nach Textstellen sparte in P2s Augen viel Zeit, da bestimmte Fragen ans Material teils innerhalb von einer halben Stunde beantwortet werden konnten. Gerade im Vergleich zum manuellen Suchen sei dies „SCHON massiv praktisch gewesen“ (P2: 26). Zeitsparend empfand P2 auch, dass Passagen aus den Texten schnell in den Forschungstext herüberkopiert werden konnten (P2: 32). Die Beschleunigung von Arbeitsprozessen – und damit mögliche Zeitgewinne – deutet sich auch in (P2: 38) an:

(.) also wenn man früher n text irgendwie auseinandergeschnippselt hat dann WAR der halt auseinandergeschnippselt. (1) un:d äh das kann ich jetzt jetzt mit dem rechner kann ich halt schön einfach codings mal verGEBen- (.) und wenn ich merk das WAR nix: dann kann ich das einfach wieder löschen und GUT is. (.) [mhm;] also des is einfach der VORTEIL. (1) ja also (.) dass man DURCHaus n bisschen (.) äh OFFener is auch mal sachen auszuprobieren. [mhm;] <<leiser> ja.> (3) (P2: 38)

Im direkten Vergleich mit ‚manuellem‘ thematischem Gliedern von Text sieht P2 den Vorteil klar bei der Software: Er kann codieren und die Codierungen bei Bedarf löschen. Die Möglichkeit des einfachen Codierens lässt ihn Dinge ausprobieren, die er ansonsten nicht gemacht hätte; dies würde in diesem Fall bestätigen, dass Software durchaus beeinflussen kann, wie und ob ForscherInnen überhaupt Veränderungen an ihren Ideen oder Categoriesystemen vornehmen – und welche Arbeitsschritte sie bereit sind, zu unternehmen (vgl. Lee/Fielding 1995: 38; Fielding/Lee 1998: 132ff). Dieses experimentelle Arbeiten scheint P2 sehr wichtig zu sein, daher äußert er auch Kritik an der fehlenden

Speicherfunktion in MAXqda. Da man in MAXqda nicht speichern kann (das Programm speichert automatisch nach jedem einzelnen Arbeitsschritt) zwingt es ihn, einen Umweg zu gehen: Er fertigt Kopien der Projektdateien an, damit er beim Misslingen von Arbeitsschritten die Daten in einer früheren Fassung gesichert hat (P2: 52-54).

Auf meine Frage, ob er unterm Strich das Gefühl hätte, Zeit bei der computergestützten Auswertung gespart zu haben (P2: 77), antwortet P2, dass die Einarbeitsphase durchaus Zeit verschlungen habe, er aber die Stunden nicht gezählt habe. Er erachtet es vielmehr als normal im wissenschaftlichen Arbeiten, Zeit zu investieren, die sich nicht auszahlt (P2: 78). Er betont, dass seine Daten nun, nach zeitintensiver Arbeit mit dem Programm, so aufstrukturiert sind, dass er seine Fragen ans Material schnell bearbeiten kann (P2: 78, vgl. auch P2: 25).

6.7.2 P3: Zeitdruck als Hemmnis in akademischem Arbeiten

Auf meine direkte Frage, wie die Zeitverwendung im Projekt aussieht (P3: 57-59), antwortet P3, dass er das Führen der Interviews selbst zeitlich am leichtesten handhabbar empfand. Transkribiert wurden sie von HiWis, was ihn also ebenfalls keine Zeit kostete. Der Import der Daten in MAXqda war für P3 keine zeitliche Belastung: (P3: 60). Erst nach diesen Schritten gehe für ihn die Arbeit los. Bevor er jedoch darauf eingeht, wie die Arbeit vonstatten geht, erläutert er seine zeitliche Situation im Berufsleben:

(1) ähm (.) DANach geht die arbeit los:.. wobei jetzt bei uns noch dazu kam grade auch für M:ICH dass ich (1) <<leiser> einfach bedingt durch die LEHRTätigkeit und dann einen job quasi in=in ne ne lehrstuhl (.) geschichte zu machen, obwohl ich nich danach bezahlt wurde> (.) ähm (.) SCHLICHTweg IM laufenden semester ne arbeit an=an dem projekt fast nich möglich war [mhm;] das heisst immer so: vier monate abstand und dann wieder EINzusteigen das heisst:t~ also es gib~ (.) hat sehr viel (.) verLUSTE gegeben ZEITverlust einfach dadurch dass man dann wieder ein zwei tage braucht um überHAUPT wieder REIN zu kommen so wo war ich: REINzudenken [mhm;] (.) auch die eigenen strukTUren die man da drin schon mal angelegt wieder zu verstehen:: un auch bestimmte sachen einfach (? ?) wenn man sie nich soFORT aufschreibt einem aus dem kopf rauschen oder ideen also (.) [mhm.] (1) ähm: so dass: SIcher wenn mans am stück gemacht HÄtte; wie jetzt die letzten sechs monate: sich: (.) naja so ein zwei lesedurchgänge pro interview (.) hätten sparen (.) lassen. [mhm;] (1) ähm; (3) (P3: 60)

P3 lehrt, als ob er Lehrstuhlinhaber wäre, so dass er während der Semester fast nicht am Projekt arbeiten konnte. Dadurch, dass er sich nach teils montelangen Pausen wieder ins Projekt einarbeiten musste, verlor er seiner Ansicht nach Zeit. Er erwähnt auch, dass er dadurch einige Dinge, die er nicht schriftlich festhielt, schlicht vergaß. Hätte er sich nur dem Projekt widmen können – so wie in der Endphase des Projektes – hätte er sich einen bis zwei Lesedurchgänge pro

Interview sparen können. Danach geht er wieder auf die Zeitverwendung im Projekt ein: Das Codieren und das Ausarbeiten des Codebaums ging seiner Ansicht nach verhältnismäßig schnell; an guten Tagen habe er bis zu zwei Interviews grob codieren und erste Ideen in Memos festhalten können.

„SEHR sehr viel zeit“ (P3: 60) habe schließlich gekostet, die Interviews auf verschiedene Fragestellungen hin zu analysieren, da P3 die Daten für jede Fragestellung nochmals vollständig durcharbeitete. Das Programm half ihm dabei, den einzelnen Texten Fallvariablen zuzuweisen; der Zeitgewinn im Gegensatz zu manuellen Methoden ist für P3 folglich, dass er die Interviews nicht mehr durchblättern muss, sondern nach Variablen anzeigen lassen kann (P3: 60).

Trotzdem sei die Gruppierung der Interviews sehr zeitintensiv gewesen: P3 teilte seine InterviewpartnerInnen in vier Gruppen ein. Diese Gruppen ausführlich zu beschreiben und die Analyse an den Texten zu überprüfen nahm eine Woche Arbeit mit acht Stunden am Tag in Anspruch. Jedoch habe er nach diesem Prozess bereits eine ordentliche Menge an Text (in Form von Memos) produziert gehabt (P3: 60).

Auf die Frage, ob das Programm ein Fortschritt sei (P3: 77-80), erklärt P3, dass MAXqda viele Funktionen in einem Programm biete, so dass er nicht mit mehreren Programmen arbeiten muss. Dies wiederum entlaste ihn: Er müsse die Daten nicht selbst abgleichen und es gebe demnach keine Fehler im Abgleichprozess mehr. Vor allem unter Zeitdruck würde die Unlust größer, Abgleichungen vorzunehmen, was zu Chaos führen könne (P3: 80). Es ist für ihn also zeitökonomisch sinnvoll, dass die Daten zentral organisiert und bearbeitbar sind.

Vom Sparen von Zeit spricht P3 insgesamt weniger, mehr aber davon, dass er Suchprozesse beschleunigen kann und durch die zentrale Organisation keine Datenabgleichungen mehr durchführen muss. Per E-Mail fragte ich nach, ob die Verwendung von MAXqda den Wiedereinstieg in das Projekt nach längeren Pausen verändert habe. P3 antwortet, dass der Einstieg aufgrund der Systematisierung im Programm ihm eher leichter gefallen sei (P3: Nachfragen).

P3 beschreibt als einziger der Befragten den Zeitdruck im akademischen Betrieb genauer. Dies hängt meiner Ansicht nach damit zusammen, dass er deutlich länger im akademischen Umfeld arbeitet als P1 und P2. Wer forscht, muss sich laut P3 im Klaren sein, Lebenszeit zu opfern (P3: 103). In der Erfahrung von P3 erhöhte sich jedoch der Zeitdruck in der Forschung, vor allem in der Drittmittelforschung. Zeitdruck entstehe unter anderem dadurch, dass immer mehr Projekte durchgeführt und organisiert werden müssen und dadurch, dass die Förderung zeitlich stark begrenzt wird (P3: 103). P3 bemerkt den Zeitdruck daran, dass er manche Funktionen von QDA-Software und anderen Programmen nicht mehr nutzt, weil zum Ausprobieren und Herumspielen die Zeit zu knapp sei (P3: 52).

6.7.3 Zusammenfassung und Diskussion

Es fällt auf, dass P2 und P3 verschiedene Erfahrungen mit der Zeitverwendung im Projekt sowie der Arbeit mit der Software haben. Für P2 nimmt die Auswertungsphase weniger Zeit in Anspruch als die Codierungsphase; bei P3 geht die inhaltliche Strukturierung durch Codes im Vergleich zum Auswertungsprozess deutlich schneller vonstatten. Dies bestätigt meine Analyse des Umgangs mit Text: P2 strukturiert, wodurch sich Sinn offen legt; P3 strukturiert, damit er in einem nächsten Schritt Sinn offen legen kann.

Beide Interviewpartner heben hervor, dass sie den schnellen Zugriff auf bestimmte Themenbereiche oder Interviewtengruppen als sehr zeitsparend einschätzen. Meine Analyse bestätigt damit die Beobachtung Lees und Fieldings, dass das Retrieval mit Software Zeit spare (Fielding/Lee 1998: 131). In P3s Fall deutet sich jedoch an, dass Zeitverluste oder Zeitgewinne weniger von der Arbeitsweise selbst, sondern von den Rahmenbedingungen der Forschung abhängig sind. Hierbei sollte außerdem beachtet werden, dass sowohl P2 und P3 als Nutzungsgründe für Software nannten, dass sie ohne Software die Datenmenge nicht hätten bändigen können. Es ist also meiner Ansicht nach zweifelhaft, ob die Zeitgewinne in der Datenorganisation Raum für Kreativität schufen – oder ob dieser Raum von vornherein mit einer erhöhten Zahl an Interviews vollgestellt wurde. Zugleich erklärt P3, dass er zwar Lust hätte, mit der Software kreativ umzugehen, doch dies aus Zeitgründen nicht kann. P2 hingegen bestätigt recht deutlich, dass das Rückgängigmachen von Codierungen am Computer vereinfacht (da beschleunigt) wäre, und er dadurch offener und experimenteller arbeiten könne. Es deutet sich also an, dass die Computernutzung zwar kreative Potenziale freisetzen kann, dies allerdings kein Automatismus ist, da die Computernutzung nur einer von vielen zeitbestimmenden Faktoren ist.

6.8 Zwischenbetrachtung

Ich habe mit meinen Interviews einige Diskussionspunkte um CAQDAS empirisch abklopfen können. Es hat sich abgezeichnet, dass sich die von Lee und Fielding identifizierten Hauptgründe der QDA-Softwarenutzung (1998: 56-59) bei meinen drei InterviewpartnerInnen wiederfinden: Legitimation der Arbeit, Funktionalität der Anwendung und Intensität der Analyse sind Facetten des Bestrebens nach Professionalität damit professioneller Anerkennung. Computergestützte Teamarbeit erhöhte für die Befragten die Flexibilität des zeitlich versetzten oder räumlich getrennten Arbeitens, es forderte aber auch starke Abstimmung und Flexibilität in der Arbeitsweise ein. In Puncto Zeitmanagement zeigte sich, dass die Datenmenge von P2 und P3 ohne QDA-Software ihrer Ansicht nach nicht zu bewältigen gewesen wäre. Zeitgewinne durch den schnellen Zugriff auf Daten scheinen also teilweise von vornherein in eine Erhöhung der Datenmenge zu fließen oder lösen sich – wie insbesondere der Fall von P3 zeigt – im Zeitdruck akademischen Arbeitens auf, ohne genutzt werden zu können. Ich konnte außerdem zeigen, dass die Softwarenutzung P2 und P3 ermöglichte, ihren Zugriff auf Texte in ganz verschiedener Weise zu modifizieren: P2 greift auf geordnete, zusammengefasste Einheiten zu, P3 hat das Gefühl, sich ein weit verzweigtes Netz mit einer großen Zugriffsoberfläche zu erschaffen.

Mir fiel bereits während der Interviews auf, dass sich meine InterviewpartnerInnen teilweise bedeckt hielten. Anstatt inhaltliche Details zu liefern – beispielsweise darüber, wie sie genau die Softwarenutzung erlernten – tendierten sie dazu, sich als professionell Handelnde zu inszenieren. Auch hatte ich mir mehr Informationen über konkrete Prozessabläufe von versprochen. Es stellt sich die Frage, ob Interviews in dieser Form für derartige inhaltliche Aspekte die geeignete Erhebungsform waren. Eine teilnehmende Beobachtung von tatsächlichen Analyseabläufen wäre möglicherweise für an Prozessen orientierte Fragestellungen aufschlussreicher gewesen. Andererseits habe ich die Erfahrung gemacht, dass ForscherInnen offener mit mir über Details ihrer Arbeit mit QDA-Software sprechen, wenn ich mich mit ihnen ohne Mikrofon – und informell – austauschte. So unterhielt ich mich beispielsweise vor einer Tagung mit einer Forscherin, die mir innerhalb kurzer Zeit einen tiefen Einblick in ihre Arbeitsabläufe und Probleme mit Software gab.³⁸

³⁸ Eine nachträgliche Aufzeichnung einiger Gesprächsthemen ist mit dem Interview P4 dieser Arbeit angehängt (Anhang 8e).

Die Art und Weise, wie sich meine InterviewpartnerInnen mir gegenüber verhielten und wie sie ihre Softwarenutzung teils phrasenhaft begründeten weckte mein Interesse dafür, die Softwarenutzung nicht nur als Teil von Arbeitsabläufen, sondern auch als Teil der Inszenierung von Professionalität im akademischen Betrieb zu untersuchen. Vor allem, da meine Interviewpartner (insbesondere P2 und P3) sich recht bedeckt darüber hielten, wie genau sie die Softwarenutzung erlernten, lenkte sich meine Aufmerksamkeit in der Folge auf die Lernangebote zu QDA-Software. Im nächsten Kapitel werde ich meinen bisherigen Blick daher umkehren: Ich betrachte nicht mehr, wie Software wissenschaftliches qualitatives Forschen verändert, sondern wie Anforderungen und Angebote des wissenschaftlichen Betriebs die Softwarenutzung formen können.

7. Empirie II : Der Diskurs hinter der Software

Die Diskussion, wie und ob sich Softwarenutzung auf Arbeitsverfahren von ForscherInnen auswirkt, wird meist auf der Ebene der Technik geführt (vgl. Kapitel 4.3, insbesondere 4.3.6). Zwar ist es wichtig zu diskutieren, ob und inwiefern in der Programmstruktur von QDA-Software Wissensbestände eingeschrieben sind, die bestimmte Zugänge oder Verfahren nahe legen könnten. Doch eine Diskussion auf dieser Grundlage führt lediglich zur Polarisierung der Positionen: Die einen sagen, die Software impliziere bereits ein bestimmtes Vorgehen; die anderen sagen, dass Software ebensowenig die Analyse beeinflusse wie eine Schreibprogramm vorgebe, was man schreibe. Die Angelegenheit wird zur Glaubensfrage – und hält beide Seiten blind für das, was Softwarenutzung letztendlich bestimmt: nämlich die Praktiken der Erlangung und Anwendung von akzeptiertem Handlungswissen im akademischen Umfeld.

Software kann gleichermaßen Orthodoxie und Diversifizierung hervorrufen, denn sie zeichnet sich durch zwei Komponenten aus: Multifunktionalität und Strukturbildung (vgl. Degele 2000: 58; 65f; 73). Software ist „informierbar“ (Degele 2000: 74), indem Wissen auf sie angewendet werden kann – und gleichzeitig „informierend“ (Degele 2000: 74), da sie Wissen bereits in sich trägt. Software begrenzt mögliche Anwendungsmöglichkeiten, da sie bestimmte Strukturen bereits in sich birgt. Doch diese Strukturen sind offen genug, um wiederum eine unendliche Vielzahl von Anwendungsmöglichkeiten zu generieren.³⁹

Ich umgehe die oben skizzierte Streitfrage also, indem ich anerkenne, dass QDA-Software *begrenzen* und *entgrenzen* kann. Damit verzieht sich der techno-ideologische Nebel; der Blick wird frei für soziale, diskursive Abläufe und Regeln hinter der Softwareverwendung. Ich werde in diesem Teil meiner Arbeit einen ersten Versuch unternehmen, den Diskurs hinter der QDA-Software am Beispiel von MAXqda zu beleuchten: Ich möchte herausarbeiten, welche Meinungen und Einschätzungen (potenziellen) NutzerInnen vermittelt werden und inwiefern sich diese in den Erzählungen meiner InterviewpartnerInnen wiederfinden. Ich möchte untersuchen, wie computerunterstützte Datenanalyse inszeniert und definiert wird, und auf welche Legitimationsangebote ForscherInnen zugreifen können.⁴⁰

³⁹ Software ist damit, luhmannianisch betrachtet, ein Medium (vgl. Degele 2000: 58).

⁴⁰ Ich beziehe mich auch in diesem Punkt auf die Software MAXqda. Ich glaube jedoch, dass meine Ausführungen auch auf den Diskurs um andere Programme zutreffen – und damit auch für den generellen Diskurs um QDA-Software.

Ausgangspunkt sind die von mir geführten Interviews: Ich gehe gezielt auf Textstellen ein, die Indizien dafür liefern, dass das erlernte Wissen über QDA-Software durch bestimmte Lernangebote und Legitimationsdruck geformt wird. Ausgehend von diesen Textstellen betrachte ich den Diskurs um die Software. Ich stütze mich bei dieser ersten Analyse auf eine Auswahl von Lehrbüchern: Kuckartz 2005; Kuckartz/Dresing/Rädiker/Stefer 2007; Kuckartz/Grunenberg/Dresing 2007; Corbin/Strauss 2008. Ich habe diese Bücher ausgewählt, da sie unter Mitwirkung von Kernfiguren des jeweiligen Fachgebietes entstanden sind, also von Personen(gruppen), die in den jeweiligen Bereichen eine gewisse Prominenz, Expertise und Autorität verfügen: Juliet Corbin auf methodischer Seite, Udo Kuckartz und seine MitarbeiterInnen seitens der Software MAXqda. Zusätzliche Informationen ziehe ich aus einem Interview, das ich mit Udo Kuckartz führte,⁴¹ sowie aus meinen Beobachtungen während einer Fachtagung und einem von mir besuchten MAXqda-Workshop. Ich beziehe mich – vor allem bezüglich MAXqda – auf diesen Kern der Community, da ich davon ausgehe, dass er auf die umliegenden NutzerInnen durch seine Prominenz und Präsenz einen starken Einfluss hat.

Um es vorweg klar zu stellen: Es geht hier nicht darum, anprangernd über eventuelle Präsentations- oder Vermarktungsstrategien zu spekulieren. Ich möchte rekonstruieren, welche Anforderungen des wissenschaftlichen Systems zur QDA-Softwarenutzung anregen können; ich möchte untersuchen, was in Lehrangeboten zur computergestützten Analyse transportiert wird, und wie Inhalte und Argumente dieser Lehrangebote von ForscherInnen zur Legitimation ihres Tuns verwendet werden können. Um den Diskurs zu entwirren, muss ich manche Dinge – und manche Personen – beim Namen nennen. Dies geschieht jedoch mit dem Ziel, die hinter der Softwarenutzung liegenden Abläufe darzustellen. Ich will keine Personen bloßstellen – ich will Strukturen offen legen.

So spärlich über die Verwendung von QDA-Software geforscht wird, die dahinter liegenden Meinungen und Einflussstrukturen wurden bislang noch weniger untersucht. Die folgenden Ausführungen können an dieser Stelle nur ein explorativer Rundgang sein. Doch gerade weil keine Arbeiten zu diesem Thema vorliegen, halte ich es für wichtig, in diesem Rahmen erste Beobachtungen vorzunehmen und Thesen aufzustellen – um zur Überprüfung und damit zu weiteren Forschungsarbeiten in diesem Bereich anzuregen.

⁴¹ Das Interview befindet sich im Anhang (Anhang 8a).

7.1 Was bestimmt die Nutzungshorizonte der ForscherInnen?

Meine Interviews liefern erste Indizien dafür, dass die konkrete Nutzung abhängig sein kann von konkreten Nutzungsvorschlägen in professionellen Ausbildungsangeboten. Um dies zu zeigen, werfe ich zunächst einen Blick auf eine Passage aus dem Interview mit P1, in der sie mir erzählt, wie sie die Softwarenutzung erlernte:

(.) erst SPÄTER du~ in den WORKshops war das sozusagen dann aufbauend was man alles noch machen kann. (.) das hab ich mir dann in: (.) den workshops angeeignet=also DAS neuere wie vischue~ visual too~ tools und (.) ähm (1) halt die ganzen quantitativen auswertungsmöglichkeiten die=s jetzt auch gibt da drin- (2) das hab ich alles jetzt HIER erst erfahren- (1)
I: ok,
P1: mhm [ähm~] mixed maps und (.) die sachen. das war ja in den ALten noch gar nich möglich [mhm]. (2) (P1: 4-6)

Im MAXqda-Workshop lernte P1 die neue Version kennen, deren Funktionen und Nutzungsmöglichkeiten sie davon überzeugten, das neue Programm für das Projekt zu kaufen – welches bereits die sogenannten Visual Tools und das Dictio enthält. Interessant ist hierbei: Obwohl sie das Programm zum Zeitpunkt des Interviews schon hatte, erfuhr sie von diesen Tools „jetzt HIER erst“ (P1: 4), also auf dem Workshop. Es ist also weniger so, dass P1 Erfahrung oder Probleme mit der Nutzung dieser Funktionen hatte und sich weiterbilden wollte. Vielmehr kennt sie diese Funktionen gar nicht und wird durch den Workshop auf sie aufmerksam. Dies ist ein Indiz dafür, dass sich die Nutzung bestimmter Funktionen in P1s Fall an Anleitungen orientiert – also an Verfahrens- und Nutzungsvorschlägen aus professionellen Fortbildungen. Ihr Lernmuster deckt sich damit mit den Beobachtungen in Kapitel 6.1.

P1 beschreibt, welche Werkzeuge sie im gerade eben besuchten Workshop kennen lernte: Die „visual tools“ (P1: 4) und die quantitativen (lexikalischen) Auswertungsmöglichkeiten, die MAXqda unterstützt. Sie gibt mit ‚Visual Tools‘ ein Schlagwort wieder, das von den VertreiberInnen von MAXqda als Obergebriff für den Matrix-Browser, das Textportrait und andere bildgebende Optionen genutzt wird. Ebenfalls sind die MaxMaps, die sie als „mixed maps“ (P1: 6) beschreibt, ‚Visual Tools‘. Sie vermischt hier ‚Mixed Methods‘ und das Programmtool MaxMaps. Auch ‚Mixed Methods‘ ist ein Schlagwort, das in der Software-Lehre und überdies auf einer Tagung, die sie zuvor besuchte⁴² vielfach verwendet wurde, wenn die Verbindung von qualitativem und quantitativem Arbeiten gemeint war. P1 vermischt hier sprachlich – im direkten Anschluss an

⁴² Ich war bei dieser Tagung ebenfalls anwesend.

einen Workshop – eine empfohlene Forschungsweise (Methodentriangulation) mit einem empfohlenen Tool.

P1 erlernt die Nutzung neuer Funktionen im Workshop, lernt diese überhaupt erst durch den Workshop kennen – im Fall von P2 geschieht das Umgekehrte. Er erlernt die Nutzung einer bestimmten Funktion *nicht*, weil sie in Workshops nur wenig gelehrt wird:

(1) also das is eigentlich so n bisschen das was (.) was ich vielleicht auch n bisschen verNACHlässigt hab jetzt derzeit so in der arbeit mit maxqda so diese geWICHTungsfunktion (.) [mhm;] ja.(.) aber es liegt auch n bisschen DARAN dass ich DA relativ WENig geFUNDen hab und auch so in den workshops; (.) so diese geWICHTungsfunktion bisher nie: äh (.) gross irgendwie äh beHANDelt wurde. [mhm;] also ich (.) kenn jetzt auch so in in verGLEICHbaren wissenschaftlichen projekten eigentlich KAUM leute (.) die die geWICHTungsfunktion richtig benutzen. (1) (P2: 74)

P2 nutzte die Gewichtungsfunktion⁴³ nicht, weil sie in Workshops nicht ausführlich gelehrt wurde und andere ForscherInnen sie auch nicht nutzen. Am Ende der Passage (P2: 74) deutet P2 zwar an, dass er die Gewichtungsfunktion auch deshalb nicht nutzt, weil sie ihm technisch zu unausgereift ist; doch zunächst sieht er den Grund der Nicht-Nutzung in der Nicht-Erwähnung des Tools im Diskurs. Jemand, der sich selbst als computernahen, fortgeschrittenen User bezeichnet, scheint dazu zu tendieren, diejenigen Optionen eines Programms zu nutzen, die in entsprechenden Lehrgängen vorgestellt oder von Peers vorgeführt werden. Diese Haltung ähnelt seiner Einstellung zum Methodendiskurs: Er sieht Potenzial in der Option, möchte aber lieber erst darauf zurückgreifen, wenn andere es bereits getan haben. Also erst, wenn die Anwendung, die Funktionalität adaptiert werden kann.

Die Beispiele zeigen: Die Nutzungshorizonte von P1 und P2 können durchaus davon beeinflusst werden von dem, was gelehrt wird, publiziert wird, oder was andere ForscherInnen auch tun. Doch was lernt man eigentlich genau in Büchern, Workshops oder von Peers?

⁴³ MAXqda bietet die Möglichkeit, Codes zu gewichten: Jeder codierten Stelle kann ein ‚Gewicht‘ in Form einer Zahl zwischen 0 und 100 zugewiesen werden.

7.2. Methode, Option, Funktion: Grundelemente der Lehre von Softwarenutzung

Ich habe im einführenden Kapitel zu MAXqda (Kapitel 3) bewusst versucht, bei der Beschreibung der Software möglichst wenig Vokabular der qualitativen Methodik zu verwenden. Deshalb habe ich die Grundfunktionen der Software in die Grundoperationen *Verwalten/Markieren/Suchen/Darstellen* eingeteilt. Ganz vermeiden lässt sich spezifisch anwendungsbezogenes Vokabular nicht, da die Beschreibung an Anschaulichkeit verlieren würde. Beispiele aus der Anwendung sind notwendig, um die Nutzungsmöglichkeiten einer Software zu demonstrieren.⁴⁴ Um zu entzerren, welches Wissen in professionellen Ausbildungsangeboten angeboten wird – und welches möglicherweise angenommen wird – möchte ich zunächst einige Definitionen vornehmen.

Professionelle Ausbildungsangebote wie QDA-Workshops oder Lehrbücher (im Falle von MAXqda beispielsweise: Kuckartz 2005 und insbesondere Kuckartz/Dresing/Rädiker/Stefer; Corbin/Strauss 2008) vermitteln durch ihren praktischen Bezug eine Verquickung von Software-Ressource und methodischem Zugang: Diese Verbindung möchte ich als *Funktion* definieren. Ein anschauliches Beispiel für eine *Funktion* wäre eine Kategorienbildung nach Mayring (Mayring 2008: 74-76), wenn sie computergestützt durchgeführt wird. Kategorisieren mit CAQDAS ist eine Verbindung aus der Möglichkeit des Programms, Textstellen mit bestimmten Labels zu markieren – diesen Bestandteil nenne ich ab jetzt *Option* – und einer konkreten, auf ein analysestrategisches Ziel ausgerichteten, regelgeleiteten Operation; diesen Bestandteil nenne ich *Methode*. Anders ausgedrückt: Markieren ist eine *Option*, aber wenn ich markiere, um im Rahmen der qualitativen Inhaltsanalyse Kategorien zu bilden, dann habe ich das Programm funktionalisiert, indem ich die Option mit einer Methode verknüpft habe. Die Bezeichnung *Option* verdeutlicht vor allem, dass die Software selbst auch anders genutzt werden kann, also relativ offen ist. Die Bezeichnung *Methode* steht hingegen für die Zweckorientiertheit, die von methodisch begründetem Vorgehen ausgeht. Die *Funktion* ist damit die Realisation eines methodologisch begründeten Schrittes durch die Konkretisierung einer *Option*.⁴⁵ Diese analytische Trennung zwischen *Methode* und *Option* eröffnet einen differenzierten Blick auf die oben beschriebenen Textstellen. P1 scheint sich nicht

⁴⁴ Diese Erfahrung habe ich zunächst als Besucher eines MAXqda-Workshops gemacht. Im Rahmen der Vorbereitung eines eigenen Workshops arbeite ich außerdem mit einem erfahrenen MAXqda-Trainer zusammen; im Zuge dieser Zusammenarbeit verdeutlichte er mir immer wieder, inwiefern Anwendungsbeispiele die Grundlage für die erfolgreiche Durchführung eines Workshops bilden.

⁴⁵ Damit steht die *Funktionalisierung* jenseits einer simplen Addition von zwei Komponenten.

mit den *Optionen* der Software zu beschäftigen, die nicht in Workshops gelehrt werden; sie hat von den Möglichkeiten der Visualisierungstools erst im Workshop erfahren. Sie hat gelernt „was man alles noch machen kann“ (P1: 4), also Anwendungsbeispiele und damit methodologisch aufgeladene *Optionen* kennen gelernt. P2 kennt die *Option* der Gewichtung, nutzt sie aber nicht, weil sie in seinem akademischen Umfeld nicht methodologisch aufgeladen wurde. Sie wird im Diskurs nicht *funktionalisiert*, also nutzt er sie auch nicht. In beiden Fällen deutet sich an, dass eine *Funktionalisierung*, also die methodologische Aufladung von *Optionen* ausschlaggebend dafür sein kann, ob die ForscherInnen eine bestimmte *Option* nutzen, nicht nutzen, oder überhaupt auf sie aufmerksam werden.⁴⁶

In meinen wenigen Interviews konnte ich die Hauptmotive der Softwarenutzung bestätigen, die Lee und Fielding bereits in ihren Studien Mitte der 90er Jahre herausarbeiteten. Meine Datenmenge ist zu klein, um verallgemeinernde Aussagen über das Erlernen von Softwarenutzung zu treffen. Dennoch zeigen die in diesem Kapitel analysierten Aussagen von P1 und P2, dass es durchaus eine – bislang kaum beachtete – Dynamik zwischen den immer populärer werdenden professionellen Ausbildungsangeboten und der Softwarenutzung geben könnte. Indizien gibt es, und genau solche Indizien herauszuarbeiten, ist eine Stärke qualitativer Vorgehensweise.

Es gibt durchaus Hinweise darauf, dass meine Beobachtungen nicht auf meine Interviews beschränkt sind, sondern eine Tendenz in der Adaption von Software widerspiegeln. In einem Aufsatz über die Lehre von QDA-Software in Workshops beschreibt Carvajal (2002), wie BesucherInnen einer von ihm geleiteten Veranstaltung ihren methodischen Zugang dem Zugang anpassten, den er präsentierte:

„Some days after the workshop they [die TeilnehmerInnen des Workshops, Anm. CS] called me because they were not sure about how to code. Besides, they wanted more information about the coding process used in Grounded Theory, because they considered that it was the methodology they were going to use, instead of the one they proposed when they designed their research project. Some time later they called me again to tell me what they had done up to that time and then asked me: "what is the next step?" I met them and noticed that they had based all their analysis on the process of coding. I tried to make them realise that maybe that was not the way analysis should be done, but they were just focused on the deadline of their research. What kind of final report did they write? I do not know. What validity does that research have? I do not know either.“ (Carvajal 2002: § 21)

⁴⁶ *Funktionalisierung* ist in diesem konkreten Fall vergleichbar mit dem, was für Rammert – allgemeiner betrachtet – Technisierung ist, nämlich ein sozialer Prozess, „in dem ein Ablauf an Operationen künstlich fixiert wird, wiederholbar, berechenbar und für andere übernehmbar gemacht wird.“ (Rammert 1989: 162 nach Degele 2000: 60)

Um es in den von mir definierten Begriffen auszudrücken: Carvajal demonstrierte im Workshop *Funktionen* – damit die TeilnehmerInnen beispielhaft sehen konnten, wie *Optionen* für die Forschung fruchtbar werden können, indem sie mit einer *Methode* kombiniert werden. Anstatt daraus aber zu lernen, wie man aus einer *Option* und dem eigenen methodischen Zugang *Funktionen* herstellt, wollten die TeilnehmerInnen Carvajals präsentierte *Funktion* übernehmen und verwarfen in der Folge ihre ursprünglichen methodischen Zugänge. Einen der möglichen Gründe nennt Carvajal bereits: Deadlines. Die offene, kreative Nutzung der Software scheint in den Hintergrund zu rücken, weil Zeitdruck besteht. Indizien dafür finden sich auch im Interview mit dem erfahrenen Forscher P3:

```
also die funktion LINKS (.) IN den text reinzubauen die [mhm] (?  
1 ?) ham wer (.) <<leiser> nur ein oder zweimal (.) genutzt aber  
eher spasseshalber also (.) nich wirklich intensiv.> (.) da ginge  
sicher auch immer noch (.) MEHR (.) da schlägt dann immer die  
zeit zu. [mhm;] (1) (P3:52)
```

P3 gibt hier an, dass er zwar gerne die Verlinkungsfunktion in MAXqda genutzt hätte, aber Experimente mit bestimmten *Optionen* zu zeitintensiv sind, und daher nicht durchgeführt werden – selbst bei einem Nutzer, der sich selbst als softwaretechnisch und methodologisch erfahren einschätzt. Das Herausarbeiten eines eigenen Nutzungsstils, eines Instrumentariums eigens herausgearbeiteter *Funktionen* ist mit Risiken verbunden: Es ist zeitintensiv und es ist unsicher, ob die Software für das Vorgehen überhaupt fruchtbar gemacht werden kann – geschweige denn, dass dieses Vorgehen später professionell akzeptiert wird. Laut Degele ist „[e]in zentrales Risiko heute [...] nicht mehr, nicht genug zu wissen, sondern nicht das Richtige zu wissen“ (2000: 300). Und das ‚Richtige‘ ist in diesem Fall das, was von der Zielgruppe als ‚richtig‘ akzeptiert, also belohnt und legitimiert wird. Der Rückgriff auf bewährte und akzeptierte Vorgehensweisen klammert das Risiko ‚das-falsche-wissen‘ aus.⁴⁷

Meine InterviewpartnerInnen P1 und P3 nutzen MAXqda in ihren Qualifizierungsarbeiten (Dissertation/Habilitation), folglich besteht auch ein gewisser Leistungs- und Bewertungsdruck.⁴⁸ Dieser Druck kann ausgeglichen werden, indem ForscherInnen auf bereits ausgearbeitete, bewährte und damit anerkannte Vorgehensvorlagen zurückgreifen können. Die *Funktionen* sind solche Vorlagen. Legitimationsdruck in akademischem Arbeiten spiegelt sich auch darin wieder, dass ForscherInnen erfahrenere NutzerInnen nach dem

⁴⁷ Degele (2000: 300) sieht dieses Risiko vor allem als eine *Folge* der Computerisierung – dem möchte ich vor dem Hintergrund meiner Analyse hinzufügen, dass das Riskantsein von Wissen gleichzeitig ein *Katalysator* für Computerisierung sein kann.

⁴⁸ Hinzu kommt Rechtfertigungsdruck vor allem gegenüber quantitativen Methoden, der in allen drei Interviews bestätigt wird (P3: 72; P2: 62; P1: 42).

‚Besten‘ Programm fragen (vgl. Carvajal 2002: §5). Diese Beobachtung kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen: Wenn ich mich mit Forschenden unterhielt, die nichts oder wenig über CAQDAS wussten, wurde ich oft gefragt, welches Programm denn das ‚beste‘ sei. Die Frage zielt darauf ab, ob es eine objektiv anerkannt ‚beste‘ Software gebe – also eine Software, deren Nutzung am einfachsten zu begründen ist und die möglichst viel Legitimation verspricht. Carvajal beobachtet, dass „[t]hese novice CAQDAS users believed that the use of a programme was going to strengthen and validate the conclusions of their research“ (Carvajal 2002: § 22). Carvajal begründet dies mit einer Art Technikgläubigkeit, die er *Neophilia* nennt. Diese Einschätzung teile ich nicht ganz; auch hier möchte ich den Blick weg von der Technik als Grundlage der Diskussion lenken. Ich glaube vielmehr, dass Carvajals Beobachtung zeigen: Junge ForscherInnen können ein Gefühl dafür erlangen, was in dem Zirkel gut ankommt, in den sie aufgenommen werden möchten. Sie nutzen Software unter Umständen nicht, weil sie aus Technikgläubigkeit denken, dass ihre Forschung besser wird, sondern weil sie glauben, dass ihre Forschung besser ankommt, wenn sie QDA-Software nutzen, dass sie professioneller, moderner, transparenter wirkt (vgl. hierzu auch Gibbs/Friese/Mangabeira 2002: § 21). Wohl nicht umsonst meint Carvajal: „[s]ome qualitative researchers use CAQDAS because these programmes are fashionable“ (2002: § 7). Infolgedessen stimme ich MacMillan/Koenig auch nicht zu, wenn sie vermuten, dass Neulinge Softwarenutzung mit einem methodischen Zugang *verwechseln* würden (MacMillan/Koenig 2005: 180). Ich glaube, dass es sich eher um ein bewusstes, berechnetes Übernehmen von anerkannten oder als Anerkennung generierend angesehenen Vorgehensweisen handelt.

Dass AkademikerInnen anerkannte Vorgehensweisen übernehmen, ist weder neu noch prinzipiell problematisch. Im Gegenteil, es wäre wohl recht ineffizient, das Rad mit jeder Studie neu zu erfinden. Mit der QDA-Software bekommen Vorgehensvorlagen jedoch eine andere Qualität. Ein gutes Beispiel hierfür ist die 2008 erschienene Fassung des Lehrbuches ‚Basics of Qualitative Research‘ von Corbin/Strauss. Die neue Edition dieser Bibel der Grounded Theory illustriert das vorgestellte Vorgehen mit Screenshots aus MAXqda und Anwendungsbeispielen mit der Software. Es zeigt, wie die Grounded Theory mit MAXqda *fusioniert* – oder besser: *funktioniert*. Der im Buch als Beispiel durchgearbeitete Datensatz kann auf der Homepage von MAXqda heruntergeladen und mit einer Demoversion des Programms bearbeitet werden. Der Vorteil: LeserInnen können Schritt für Schritt nachvollziehen, wie ein Projekt aufgezogen und erfolgreich bearbeitet werden kann. Mit dem Download der Projektdatei können sie sich das Bündel an *Funktionen*

ansehen und selbst verwenden. Die Einführung besteht nicht nur aus dem Buch (der *Methode*), sondern auch aus der Software (den *Optionen*). *Wie* man etwas macht, schließt in diesem multimedialen Lernpaket auf mit dem, *was* man macht.

Meine Unterteilung in *Option/Methode/Funktion* deckt sich mit Degeles Definition von ‚informiertem Wissen‘ als „medienkompetentes Metawissen“ (Degele 2000: 295). Laut Degele konnten in der Prä-Computer-Ära „Metakompetenzen“ (das, was ich in diesem Konkreten Fall *Methode* nenne) und „technische Komponenten“ (das, was ich im Fall der QDA-Software als *Option* definiert habe) voneinander unterschieden werden – fallen aber mit der Computerisierung „zunehmend in eins: in Wissen zweiter Ordnung“ (Degele 2000: 293). Dieses Wissen zweiter Ordnung ist für sie Wissen über Wissen, also Wissen darüber, wie „man das Wissen erster Ordnung erlangt, verarbeitet und generiert“. (Degele 2000: 295). Am Beispiel der neuesten Fassung des ‚Basics of Qualitative Research‘ zeigt sich, wie Metakompetenz und technische Komponenten in einem Lehrangebot multimedial verschmelzen. Ich behaupte dabei nicht, dass diese Amalgamierung komplett oder gar irreversibel ist. Doch anhand eines derartigen Lehrangebots deutet sich an, dass sich mit der Computerisierung langsam etwas in der Methodenausbildung zu verändern scheint. Das ‚methodische‘, also verfahrensgeleitet-formalisierte, reflektierte Vorgehen ist zu einem wichtigen Bestandteil des Qualitätskanons qualitativer Forschung geworden (Gobo 2005: § 11; 13-15; vgl. auch Flick 2002: 23; 25). Degele spricht in ihrem Entwurf einer ‚Wissenssoziologie der computerisierten Gesellschaft‘ davon, dass Software ein „Trendverstärker“ (2000: 144) sei. Das lässt sich auch im Fall der QDA-Software bestätigen: Die enge Verbindung zwischen Methode und Option führt zu sehr konkreten Verfahrensvorschlägen. Die handwerkliche Umsetzung von Methoden im Forschungsprozess ist in Lehrbüchern, die nicht auf QDA-Software eingehen, weitaus weniger prominent (beispielsweise Bohnsack 2003; Mayring 2008). Konkrete Verfahrensvorschläge haben dabei durchaus den Vorteil, dass die Anschaulichkeit des Vorgehens erhöht wird. Mehr noch: Es wird gezeigt, wie man aus *Option* und *Methode Funktionen* herstellen kann, was meiner Ansicht nach eine zentrale Kompetenz für flexibles qualitatives Forschen darstellt. Allerdings haben meine Interviews angedeutet – und es bestätigt sich in Carvajals Beobachtungen als QDA-Trainer –, dass ForscherInnen dazu tendieren können, die Verbindung zwischen *Methode* und *Option* nicht wieder aufzuknacken und ihren Anforderungen gemäß zu rekonfigurieren, sondern *Funktionen* als solche zu übernehmen. Als Gründe dafür sehe ich vor allem Anstrengungen zur Absicherung der Kommunikation von professionellem Handeln.

7.3 Wie wirkt Literatur auf suchende ForscherInnen? Ein Streifzug zwischen Legitimationszwang, Zeitdruck und Kommerzialisierung

„Der Nichtfachmann hat überhaupt keine andere Wahl, als dem Computer die Eigenschaften zuzuordnen, die durch die von der Presse verstärkte Propaganda der Computergemeinschaft zu ihm dringen. Daher hat der Informatiker die enorme Verantwortung, in seinen Ansprüchen bescheiden zu sein.“

Joseph Weizenbaum, 1972

Auf meine Frage, wie über die Softwarenutzung im Projekt entschieden wurde (P2: 7) erklärt P2, dass für ihn die beiden Programmpakete zur Auswahl standen, mit denen er im Vorfeld bereits gearbeitet hatte (Atlas.TI und MAXqda) und er sich schließlich für MAXqda entschied. Die Gründe hierfür beschreibt er folgendermaßen:

und AUSSschlag gebend war dann gewesen dass maxqda einfach im DEutschen raum äh (.) am verBREITesten is und einfach äh (.) da mit mit öh kuckartz äh und so weiter da nen relativ grossen FÜRsprecher hat und einfach die literaTUR eh (.) immer ziemlich viel auf auch äh auch auf maxqda immer HINGewiesen hat. [mhm;] also von dem her- das war wahrscheinlich SCHON AUSSschlaggebend gewesen dass wir uns für für maxqda entschieden haben. (P2: 8)

P2 verweist zunächst auf eine führende Stellung dieser Programme im deutschen Markt. Er erklärt, dass sowohl die auf MAXqda hinweisende Literatur als auch die Fürsprache Udo Kuckartz' den Ausschlag für die Programmwahl gab. Dass das Programm mit Udo Kuckartz einen ‚großen Fürsprecher‘ hat, ist nicht weiter verwunderlich, da MAXqda von ihm entwickelt wurde.⁴⁹ Ich gehe davon aus, dass P2 weiß, dass Kuckartz der wichtigste Kopf hinter MAXqda war und ist: P2 nahm in der Vergangenheit an einer NutzerInnentagung und auch an der Besprechung ‚User meets Developer‘ teil, bei der Udo Kuckartz anwesend war und auch als Entwickler auftrat. Es liegt daher fern, dass Udo Kuckartz seine Rolle als Entwickler verschleiern würde oder als neutraler Fürsprecher auftrete. Es ist gerade deshalb interessant, dass P2 ihn als großen Fürsprecher bezeichnet, also als jemanden, der von Außen für etwas eintritt. P2s Äußerungen spiegeln vor allem aber wider, wie wichtig Legitimation, oder konkreter: Absicherung durch bekannte Namen in der Forschung ist.

Ein Nutzer, der tiefes Verständnis von Software-Nutzung und -Programmierung kommuniziert, stützt sich bei der Auswahl der Software auf eine vermutete Marktführerschaft und sieht es als positiv an, dass auf MAXqda in der Literatur

⁴⁹ Das Programm wird vom Unternehmen VERBI vertrieben; Geschäftsführerin ist Anne Kuckartz.

vielfach verwiesen wird. Ein wichtiger Faktor für die Wahl der Software scheint ein gewisses Angebot gewesen zu sein. Wie sieht dieses Angebot im Fall von MAXqda aus? Hierzu möchte ich einen Blick auf vier Bücher werfen. Drei davon sind von Udo Kuckartz und seinen MitarbeiterInnen im renommierten VS-Verlag veröffentlicht worden (Kuckartz 2005; Kuckartz/Dresing/Rädiker/Stefer 2007; Kuckartz/Grunenberg/Dresing 2007). Das vierte ist das oben bereits erwähnte ‚Basics of Qualitative Research‘ von Strauss/Corbin (2008).

Den vier Büchern ist gemeinsam, dass ihre Anwendungsbeispiele allesamt aus MAXqda stammen – und dass ‚MAXqda‘ in keinem der Titel auftaucht. Die ‚Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten‘ ist näher betrachtet eine ‚Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten mit MAXqda‘, das Programm wird auch nicht auf dem Rückentext erwähnt. Letzteres trifft auch auf das von Kuckartz, Dresing, Rädiker und Stefer herausgegebene Lehrbuch ‚Qualitative Evaluation‘ zu.

Meine Interviews haben gezeigt, dass ForscherInnen bei der Softwareauswahl recht konservativ sein können. Meine InterviewpartnerInnen nutzen letztlich die Programme, mit denen sie zuerst in Berührung kamen oder die im Diskurs dominant erschienen. Wenn jemand Techniken der qualitativen Evaluation erlernen möchte und die qualitative Evaluation *funktionalisiert* mit MAXqda erlernt; wenn jemand etwas über computergestützte Datenanalyse lernen möchte, aber die Nutzung von MAXqda erlernt; wenn jemand sich in das Paradigma der Grounded Theory einarbeiten möchte, aber neben der Grounded Theory auch die Nutzung von MAXqda kennen lernt – dann ist durchaus zu hinterfragen, inwiefern das Angebot derartiger Komplettpakete (die zum Teil äußerlich nicht einmal explizit als solche gekennzeichnet werden) die Software- und Methodenwahl bestimmt.

Wenn ich als jungeR ForscherIn unter Zeit- und Legitimationsdruck stehe und beispielsweise mit der neuen Edition von Corbin/Strauss‘ ‚Basics of Qualitative Research‘ ein Projekt begleitend zum Lesen des Buches durchgearbeitet habe – wie groß ist dann die Motivation, zwar nach dem Paradigma der Grounded Theory vorzugehen, aber mit einem anderen Programm, in das ich mich noch gar nicht eingearbeitet habe?⁵⁰ Wie groß ist die Motivation, mit MAXqda zu arbeiten, aber einen komplett anderen methodologischen Zugang für das Programm fruchtbar zu machen? Ich behaupte nicht, dass dies nicht gemacht wird. Ich behaupte erst recht nicht, dass es aufgrund der Software oder der Lehrangebote

⁵⁰ Im Fall von Corbin/Strauss‘ Einführung wäre es beispielsweise interessant zu prüfen, ob die Verkaufszahlen von MAXqda in Ländern, in denen es bislang nicht verbreitet war, im Zuge des ‚Features‘ in der neuen Edition steigt.

nicht möglich ist, ganz im Gegenteil. Ich stelle vielmehr die These auf, dass aufgrund der Anforderungen im akademischen Betrieb die Möglichkeiten, die computerisiertes Arbeiten bietet, auf breiter Basis möglicherweise nicht ausgeschöpft werden, weil es zu riskant ist. Anders ausgedrückt: Unter Zeit- und Legitimationsdruck will man eher sofort etwas anwenden – und nicht erst konfigurieren, um es zu einem unbestimmten Zeitpunkt mit unbestimmtem Ergebnis anzuwenden.

Dass eineE EntwicklerIn sich aus Überzeugung für das eigene Programm einsetzt, ist nachvollziehbar. Dadurch, dass die verbreiteten Programme verkauft werden, muss aber zumindest die Frage gestellt werden, ob und inwiefern beispielsweise eigene – wissenschaftliche – Publikationen suggestiv wirken könnten.

Kuckartz schreibt im Vorwort zur Neuherausgabe der ‚Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten‘, dass er aus vier Gründen MAXqda als beispielhaftes Programm für sein Buch ausgewählt habe:

„Erstens weil es im deutschsprachigen Raum neben ATLAS.TI das am weitesten verbreitete Programm ist, zweitens weil hierzu auch eine deutschen [sic!] Version mit deutschem Handbuch existiert, drittens weil der Einstieg in MAXqda über ein online verfügbares Tutorial und regelmäßig angebotene E-Learning Kurse sehr leicht ist und viertens weil mir als Entwickler dieses Programm natürlich besonders gut vertraut ist.“ (Kuckartz 2005: 9).

Meiner Ansicht nach könnte diese Textstelle nahe legen, dass MAXqda sich die Spitzenposition mit ATLAS.ti zwar teilt, sich aber aus den beiden nächstgenannten Gründen besser für eine Einführung eignet: Es verfügt über deutsche Sprachversionen und Online-Tutorials. In den letzten Jahren haben sich die führenden Softwarepakete immer mehr angeglichen (vgl. auch mein Interview mit Udo Kuckartz: Frage 14). Das Argument, das laut Kuckartz für sein Programm spricht, ist die schnellere Einarbeitung. Hier wird möglicherweise antizipiert, dass ForscherInnen beim Erlernen nicht viel Zeit vergeuden möchten. Und welchen Einfluss auf computer-unerfahrene ForscherInnen hat es beispielsweise, wenn eine Koryphäe wie Juliet Corbin zwar korrekterweise vermerkt, dass es neben MAXqda auch andere leistungsstarke Programme gebe, sie mit ihrem „nontechnological mind“ (Corbin/Strauss 2008: xii) aber MAXqda nutze, weil es einfach zu erlernen und zu nutzen sei? Wie wirkt es auf suchende ForscherInnen, wenn Wenzler-Kremer in ihrem Aufsatz in einem von Kuckartz/Grunenberg/Dresing herausgegebenen Sammelband zur qualitativen Datenanalyse ihre Vorgehensweise beschreibt und bemerkt, dass „[d]ie Weiterentwicklung des Programms (MAXMaps), die mir allerdings noch nicht zur Verfügung stand“ (Wenzler-Kremer 2007: 72) zu noch besseren

Arbeitsergebnissen geführt hätte? Dass also die neueste Version – um die es eigentlich gar nicht geht – noch besser ist als die alte?

Ich unterstelle hier nicht, dass es eine Strategie gibt, MAXqda systematisch zu bewerben.⁵¹ Doch es muss die Frage gestellt werden, wie Lehrbücher auf suchende ForscherInnen wirken könnten. Und ich bin der Meinung, dass – eingedenk des oben beschriebenen Zeitdrucks und Legitimationsbedürfnisses – sich ein gewisser Duktus in Lehrangeboten durchaus auf die Programmwahl auswirken kann. Dies auf der Grundlage einer ausführlicheren Auswertung von Literatur und vor allem Workshops zu MAXqda zu überprüfen, ist ein begrüßenswertes Forschungsvorhaben.

Die Kommerzialisierung von QDA-Software hat aus einigen Software entwickelnden ForscherInnen auch UnternehmerInnen gemacht, die ihre Produkte für nicht wenig Geld verkaufen (lassen). Das hat den Vorteil, dass Programme professionell weiterentwickelt und gepflegt werden. Meine Interviews haben gezeigt, dass P2 und P3 die schnelle Interaktion mit den EntwicklerInnen bei Problemen schätzten (P2: 87-89; P3: 38). Auch belegen die AnwenderInnentagungen in Marburg mit ihren ‚User meets Developer‘-Gesprächen, dass sich EntwicklerInnen bemühen, auf Wünsche ihrer Kundschaft einzugehen und innovative Nutzungstypen vorzustellen.

Schleichen mit der Kommerzialisierung aber ökonomische Faktoren in den wissenschaftlichen Diskurs ein? Das glaube ich nicht. Die Entwicklung und Verbreitung von QDA-Software kann vielmehr zeigen, inwiefern ökonomische Faktoren bereits im wissenschaftlichen Betrieb verankert sind. QDA-Software wird von der Wissenschaft integriert, und dazu gehört möglicherweise eine diffuse Mischung aus Kommerzialisierung und akademischem Reputationsgewinn (vgl. Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 176). Damit besteht mit weiteren Untersuchungen der Verwendung von QDA-Software die Chance, den wissenschaftlichen Betrieb anhand eines aktuellen Beispiels kritisch zu hinterleuchten.

⁵¹ Abgesehen davon dient MAXqda hier als Beispiel, an dem ich mich entlang arbeite – ganz gewiß nicht als Sündenbock. Ähnliche Beispiele lassen sich auch für vergleichbare Softwarepakete finden.

7.4 Transparenz versus Zauberküche – wie QDA-Softwarenutzung und Nicht-Nutzung inszeniert werden

Ich habe bereits Hinweise dafür gesammelt, dass Ausbildungsangebote die Auswahl von Programm und genutzten *Funktionen* beeinflussen können. Wenn es stimmt, dass ForscherInnen auch aus Legitimationsgründen zu QDA-Software greifen, dann müssen konsequenterweise mehrere Fragen darauf folgen: Welche Angebote zur Legitimation machen die Ausbildungsangebote? Wie wird computergestützte Datenanalyse inszeniert? Wie – und von wem – wird überhaupt definiert, was computergestützte Datenanalyse ist?

MacMillan und Koenig (2004: 179f) kritisieren, dass zu wenige CAQDAS-kritische Artikel veröffentlicht werden und dass die Nutzung in der Literatur häufig als einzige zeitgemäße Methode qualitativer Datenauswertung gesehen werde (MacMillan/Koenig 2004: 180). Dieser Vorwurf bestätigt sich in den von mir bereits erwähnten Lehrbüchern. Kuckartz/Grunenberg/Dresing beschreiben im Vorwort ihres Sammelbandes ‚Qualitative Datenanalyse: computergestützt‘ die softwaregestützten Datenanalyse als „die ‚zeitgemäße Form‘ qualitativer Auswertungsmethodiken“ (Kuckartz/Grunenberg/Dresing 2007: 8). In seiner ‚Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten‘ betont Kuckartz, dass QDA-Software für „[m]ikroskopische Analysen, die mit einer akribischen und zeitaufwändigen Zeile-für-Zeile Vergehensweise arbeiten [...] naturgemäß“ (Kuckartz 2005: 20) weniger Profit aus Softwarenutzung ziehen würden. Wenn computergestützte Auswertung zeitgemäß ist – sind dann Methoden, die nicht computerisiert werden können, unzeitgemäß?

Mit einem kurzen Atemzug behandelt Kuckartz an anderer Stelle die Kritik an QDA-Softwareverwendung. CAQDAS-KritikerInnen würden „eher den kreativen, einer Kunstlehre ähnlichen Charakter qualitativer Forschung betonen“⁵² (Kuckartz 2007: 22). Im Gespräch mit mir äußert sich Kuckartz zu SoftwarekritikerInnen folgendermaßen:

„Man muss ja auch sagen: Es gibt in der Geschichte der qualitativen Forschung viele, die viel Material erheben und sich dann kleine Teile herauspicken, die sie sehr groß interpretativ aufblähen. Und die fühlen sich natürlich in ihrer Freiheit bedroht, wenn plötzlich der Anspruch aufkommt, man müsse das ganze Material systematisch auswerten und sehr viel mehr dokumentieren. Das empfinden die natürlich als Bedrohung. Denn es gibt ja nichts schöneres, als sich aus einem Bücherregal ein Buch herauszunehmen, eine Seite aus dem Buch herauszusuchen und dann herumzuschwadronieren und zu behaupten, das würde das Bücherregal repräsentieren.“ (Interview mit Udo Kuckartz: Frage 4)

⁵² In diesem Zusammenhang ist interessant, dass das Motto von MAXqda, das bei jedem Programmstart mitsamt dem Logo erscheint, „The Art of Text Analysis“ lautet...

Laut Kuckartz kritisieren SoftwarekritikerInnen Software, weil sie sich ‚in ihrer Freiheit bedroht‘ fühlen, unsystematisch, interpretativ aufblähend, episodenhaft vorzugehen. Sie fühlen sich bedroht darin, hinter einem geschlossenen Vorhang ihr interpretatives Zaubersüppchen zu kochen. Oder anders ausgedrückt: Wer gegen QDA-Software ist, hat wohl etwas zu verbergen. Die Gegenüberstellung, die Kuckartz in seinen Publikationen und im Interview vornimmt, ähnelt der Sichtweise P1s auf computerisierte und nicht-computerisierte qualitative Forschung, wenn sie die ‚fundierte Software‘ dem entrückten Herumwerkeln im stillen Kämmerchen gegenüberstellt (Kapitel 6.1.3). Zeitgemäße, transparente qualitative Forschung ist computerunterstützte qualitative Datenanalyse. Als Gegenbeispiel dient das Schreckgespenst einer ineffizienten, fast esoterischen qualitativen Forschungstradition, deren AnhängerInnen die offenkundigen Vorteile der Computernutzung einfach nicht einsehen wollen oder können. Eine solche Sichtweise lässt auch folgendes Beispiel aus dem Sammelband ‚Qualitative Datenanalyse: computergestützt‘ vermuten: Mitherausgeber Heiko Grunenberg schreibt, dass er in seiner Untersuchung von 60 Aufsätzen mit qualitativer empirischer Basis (Zeitraum 1998-2001) lediglich in drei Aufsätzen die Verwendung von CAQDAS erwähnt wurde (Grunenberg 2007: 216f). Es werde „[w]eniger als aus anderen Untersuchungen hervorgeht“ (Grunenberg 2007: 216) CAQDAS genutzt – welche Untersuchungen das sind, bleibt Grunenberg den LeserInnen schuldig. Stattdessen wiederholt er – in einer Studie, in der es um die Qualität qualitativer Forschung geht und in der er QDA-Softwareverwendung bei gerade einmal fünf Prozent der Artikel feststellen konnte – fast gebetsmühlenhaft die Vorteile der Nutzung von spezieller QDA-Software (Grunenberg 2007: 216f), um schließlich zum Schluss zu kommen: „Offenbar sind jene Aspekte nicht ausreichend bekannt, um einen Einsatz von QDA-Software auf breiter Basis hervorzurufen“ (Grunenberg 2007: 217).

Lee/Fielding/Mangabeira sehen in QDA-Software vor allem dann ein Risiko für methodologisch fundiertes Vorgehen, wenn NutzerInnen die Softwarenutzung abgekoppelt vom Erlernen der Methodik qualitativer Forschung einüben (Mangabeira/Lee/Fielding 2004: 177). Auch das liegt meiner Ansicht nach nicht an der Software selbst, sondern daran, wie sie in die Wissenschaft aufgenommen wird. Wenn die Methodentriangulation, und damit die Kombination qualitativer und quantitativer Methoden immer beliebter werden sollte (vgl. Reichertz 2008: 2), dann werden auch qualitativ unerfahrene ForscherInnen aus der quantitativen Tradition sich nach qualitativen Methoden umsehen. Wenn man dabei annimmt, dass sie die klassischen Vorwürfe aus der quantitativen Schule kennen – dann können Aussagen wie die oben beschriebenen so wirken,

als ob nur computerisierte qualitative Analyse der richtige Weg sei. Der Schwarze Peter mit Vorwürfen aus der quantitativen Schule wird von SoftwareenthusiastInnen denjenigen zugeschoben, die nicht mit QDA-Software arbeiten. Es wird vermittelt, dass gute qualitative Forschung computergestützte qualitative Forschung ist. Udo Kuckartz meint dazu:

„Ich kann mir auf der anderen Seite aber überhaupt nicht vorstellen, dass es Sinn macht, auf QDA-Software zu verzichten, wenn man heute eine Interviewstudie mit fünf Partnern oder mehr hat. Welchen Gewinn hätte man dadurch? Man hat nur Verluste.“ (Interview mit Udo Kuckartz: Frage 1)

Meine Beobachtungen zeigen, dass es möglicherweise eine Grenzziehung gibt, die in Lehrangeboten vermittelt wird und von NutzerInnen als Rechtfertigung übernommen werden kann: Es gibt diejenigen, die Software nutzen, die zeitgemäß, effizient und transparent arbeiten, und es gibt die unverbesserlichen, geheimelnden Anderen. Diese Einteilung spiegelt sich bei meinen jüngeren InterviewpartnerInnen wieder. P1 hält manuelles Arbeiten für intransparent, P2 hält es für unzeitgemäß und ineffizient. In den Interviews mit P1 und P2 standen die Karteikarten als Symbol der unpraktischen, unzeitgemäßen, beinahe esoterischen Auswertungsmethode im Gegensatz zur Softwarenutzung (P1: 42; P2: 66; 70). Nun mag sein, dass QDA-Software die moderne Weiterentwicklung dieser Arbeitsweise ist. Trotzdem muss bedacht werden, dass nicht jedeR, der/die nicht mit QDA-Software arbeitet, mit Karteikarten im stillen Kämmerchen sitzt und nur ein oder zwei Interviews analysiert. Es wird interessant sein zu beobachten, inwiefern sich diese Verallgemeinerung in den nächsten Jahren als Begründung für die Nutzung kommerzieller QDA-Software entwickeln wird – vor allem bei jungen ForscherInnen, die die Datenanalyse lediglich computerunterstützt kennen lernen.

Die Grenzziehung ist aber eine doppelte: Es wird nicht nur ein generalisiertes computerisiertes einem konkreten manuellen Vorgehen gegenübergestellt. Auch *was* computergestützte qualitative Datenanalyse ist, wird abgesteckt; damit grenzt sich eine Gruppe von UserInnen zusätzlich nach außen hin ab. Workshops werden vornehmlich für kommerzielle Programme angeboten, auch in Lehrbüchern tauchen Freewareprogramme oder Vorgehensvorschläge mit leistungsstarken Textverarbeitungsprogrammen nicht auf.⁵³ Zugegeben bieten Freewareprogramme wie OpenCode oder WeftQDA weniger *Optionen*; doch die

⁵³ Carvajal (2002: §5) vermutet, dass die Beschränkung des Angebotes an Workshops auf die ‚Flaggschiffe‘ darauf zurückzuführen ist, dass ForscherInnen nach dem ‚besten‘ Programm fragen. Obwohl in Lehrbüchern nicht beachtet, gibt es eine kleine Anzahl an Artikeln in Zeitschriften, die sich mit der computerunterstützten qualitativen Datenanalyse mit Textverarbeitungsprogrammen beschäftigen: Ryan 2004, Nideröst 2002, Carney/Joiner/Tragou 1997.

Grundaufgaben von QDA-Software bewältigen sie zum Teil ebenso gut wie die optionsbeladenen Flugschiffe.⁵⁴

Es gibt ForscherInnen, die sehr wohl mit Textverarbeitungsprogrammen, Datenbanken, Mindmaps oder anderer Software bei der Analyse ihrer Daten arbeiten. Sie tun damit unter Umständen genau das, was bei Verwendung von Paketen wie MAXqda ‚computergestützte Datenanalyse‘ genannt würde. QDA-Softwarepakete werden auf qualitative Forschung zugeschnitten, und es gibt durchaus Vorteile, wenn man eine solche spezielle Software nutzt. Doch Arbeitsweisen, die sich nicht auf die ‚großen‘, kommerziellen Programme oder gemischte manuell-computergestützte Nutzungsweisen berufen, tauchen in der Literatur oder der Ausbildung in Workshops so gut wie nicht auf.⁵⁵ Das Label ‚computerunterstützte Datenanalyse‘ scheint für inzwischen meist kommerzielle und eigens entwickelte Pakete reserviert zu sein. Es verschleiert damit die Möglichkeit, auch *ohne* diese speziellen Programme computerunterstützte Analyse betreiben zu können – oder dies bereits zu tun, ohne es zu wissen. In der derzeitigen Diskussion um computerunterstützte qualitative Analyse wird unterschlagen, dass ForscherInnen computerisiert arbeiten, aber dies nicht mit speziellen (kommerziellen) Programmen tun. Mit derartigen Arbeitsweisen meine ich nicht nur das Codieren von Texten am Bildschirm, sondern vor allem Techniken, bei denen Analyseergebnisse systematisch am Computer festgehalten und organisiert werden. Es ist meiner Ansicht nach irrig zu glauben, dass man als ForscherIn entweder mit Papierstapeln hantiert oder speziell entwickelte QDA-Software nutzt – und es dazwischen gar nichts gebe. Die Vorteile, die computerisiertes Arbeiten bringen kann, werden durch diese Unterschlagung auf kommerzielle Programme abonniert, als ob nur QDA-Software computerunterstützte Datenanalyse und deren Segnungen zulasse. Die Definitionsmacht über ‚computerunterstützte qualitative Datenanalyse‘ beanspruchen primär die QDA-SoftwarebenutzerInnen. Und wenn hinter Lehrbüchern, Workshops oder wissenschaftlichen Artikeln Personen stehen, die entweder den EntwicklerInnen nahe stehen oder besonders enthusiastische NutzerInnen sind, dann ist es nicht weiter verwunderlich, wenn eine Tendenz dazu beobachtet werden kann,

⁵⁴ Lee und Fielding gehen ohnehin davon aus, dass die meisten UserInnen lediglich Grundfunktionen der Software benutzen. Metaphorisch gesehen: Sie nehmen den Ferrari, um einkaufen zu gehen. Es stellt sich daher durchaus die Frage, ob man sich gleich einen Sportwagen kaufen muss, nur um motorisiert zu sein. Lee/Fieldings Beobachtung lässt sich überdies vielleicht dadurch erklären, dass ForscherInnen dazu tendieren, Funktionen zu übernehmen – und je kürzer der Workshop, desto grundlegender sind die Funktionen, die gezeigt und in der Folge auch übernommen werden.

⁵⁵ Deutlichere Töne werden beispielsweise im Tagungsband der MAXqda-AnwenderInnentagung CAQD angeschlagen. So schreibt Thomas Hestermann in seinem Beitrag im Tagungsband: „Die qualitative Forschungsarbeit ist ohne rechnergestützte Programme wie MAXQDA kaum noch denkbar.“ (Hestermann 2008: 71).

dass in Lehrangeboten eingeschrieben steht: ‚Nutze ein professionelles QDA-Programm‘.

7.5 Erste Forderungen an die Lehre

„*How many of CAQDAS trainers are CAQDAS critics?*“
Diogénes Carvajal 2002: § 32

Carvajals Frage geht in die richtige Richtung, aber sie würde ins Schwarze treffen, wenn er danach fragte, *warum* TrainerInnen keine Kritiker sind. Wahrscheinlich sind viele CAQDAS-TrainerInnen kritische UserInnen – aber Kritik und Zweifel sind keine Produkte, die auf dem Markt attraktiv sind. Wenn junge ForscherInnen Geld für eine mehrtägige Fortbildungsmaßnahme zu CAQDAS ausgeben und womöglich zusätzlich Zeit und Geld investieren, um während des Workshops in einer anderen Stadt zu residieren – dann wollen sie wahrscheinlich lernen, wie sie das behandelte Programm benutzen können. Sie wollen nicht darüber verunsichert werden, ob sie überhaupt computerunterstützt arbeiten können oder sollten. Um diese Falle zu umgehen, ist es wichtig, die computergestützte Datenanalyse fest in die Hochschullehre zu integrieren – kritisch zu integrieren. Dazu gehört unter anderem auch, über die Softwarenutzung als professionellen und professionalisierenden Faktor im wissenschaftlichen Betrieb zu sprechen.

Zwar lassen meine Beobachtungen noch keine sicheren Schlüsse zu, doch sie haben auf einige Punkte aufmerksam gemacht, die bei der Lehre von computerunterstützter Analyse beachtet werden sollten. Die Lehre muss zum Ziel haben, dass Studierende die Kompetenz erlangen, Software für ihre Zwecke sinnvoll zu *funktionalisieren*. Voraussetzung dafür ist eine starke Methodenausbildung (vgl. hierzu auch Dresing 2007: 229). Wenn zu dieser Grundlage eine Vertrautheit mit den *Optionen* von Software kommt, können selbstbewusste NutzerInnen erkennen und entscheiden, ob und wie sie *Optionen* für ihre ihre *Methode* fruchtbar machen können.

Die Lehre von QDA-Software darf nicht auf die Vereinfachung einer methodologisch unterfütterten Bedienung der Software hinauslaufen. Das bedeutet aber auch: Lehrende müssen sich darüber bewusst sein, dass Lernende – vor allem unter dem Druck von Qualifizierungsarbeiten – eine Tendenz dazu entwickeln können, das risikolosere Übernehmen von gesicherten Abläufen der eigenständigen, falladäquaten Funktionalisierung vorzuziehen. An diesem Punkt ist die Lehre besonders gefordert. Denn es muss in der Ausbildung über

computerunterstützte qualitative Datenanalyse darum gehen, Kompetenzen für *eigenständige Funktionalisierungen* zu stärken.

Es ist kurzsichtig, feinanalytische oder andere Verfahren davon auszuschließen, von Softwarenutzung zu profitieren. Software kann und muss gebogen werden, das macht die falladäquate, sensible Nutzung aus. Flexibilität entsteht nicht nur durch kompetente Nutzung von Software, sondern auch durch kompetente Nicht-Nutzung. Arbeitsweisen, welche Vorteile der manuellen Bearbeitung von Daten mit den Vorteilen der computerisierten Strukturierung verbinden, sollten erarbeitet, vorgestellt und diskutiert werden. Das beinhaltet auch, die QDA-Softwarenutzung nicht der Nicht-Softwarenutzung gegenüber zu stellen. Viele ForscherInnen organisieren und bearbeiten ihre Daten am Computer – auch wenn das nicht zwingend mit CAQDAS geschieht. Dementsprechend sollten nicht nur die Flaggschiffe der CAQDAS vorgestellt werden, sondern auch Freewareprogramme oder das Arbeiten mit Hilfe von Programmen, die das Label ‚CAQDAS‘ nicht tragen.

8. Schlussbetrachtung und Ausblick

Ich habe gezeigt, dass (Nicht)-Softwarenutzung im akademischen Diskurs inszeniert wird, und dass es wichtig ist, diese Inszenierungen offen zu legen, wenn man die Nutzung von QDA-Software beschreiben möchte. Meine Interviews zeigten, dass sich die InterviewpartnerInnen mir gegenüber stark professionell inszenierten und die Software vor dem Hintergrund eines Professionalitätsanspruchs nutzten. Dieser Anspruch wird formuliert im wissenschaftlichen Diskurs, und dementsprechend werden ForscherInnen auf Strategien zurückgreifen, die den Anforderungen des Diskurses in ihren Augen gerecht werden. Es ist damit unabdingbar, Aufnahme- und Belohnungskriterien des akademischen Betriebs zu untersuchen, wenn man QDA-Softwarenutzung verstehen will.

Bei der ersten Betrachtung des Diskurses um die Software MAXqda konnte ich Ähnlichkeiten zwischen den Argumentationsmustern meiner InterviewpartnerInnen und Legitimationsangeboten feststellen. Derartige Deckungsgleichheiten müssen weiter untersucht werden. Wichtig sind vor allem die Fragen: Wie laden welche Personengruppen Software mit Legitimation auf, so dass diese Legitimationsangebote von ForscherInnen angenommen werden können? Inwiefern werden qualitative computerisierte Datenanalyse oder deren Vorteile auf QDA-Software oder gar ein bestimmtes Programm reduziert?

Die Interviews und meine erste, punktuelle Betrachtung der Inszenierung von QDA-Software zeigen, dass dringend weiter erforscht werden muss, wie sich die

Nutzung kommerzieller QDA-Software verbreitet – aus welchen Quellen und mit welchen Argumenten welche Nutzungsstile beworben werden. Ich habe mich in meinen Ausführungen in den letzten beiden Kapiteln hauptsächlich mit Lehr-Literatur beschäftigt. In weiteren Arbeiten sollten vor allem Ausbildungsangebote wie Workshops ins Visier genommen werden: Wer hält diese Workshops ab? Wie stehen diese Personen zu SoftwareentwicklerInnen und wirkt sich das auf die Workshops aus? Welche legitimationsbildenden Argumente werden Lernenden angeboten? Welche von ihnen angenommen? Wie wird die Nicht-Nutzung in qualitativem Forschen inszeniert? Welches Bild qualitativer Forschung wird inszeniert, das anzunehmen vor allem für Qualifizierungskräfte attraktiv ist? Es wäre beispielsweise aufschlussreich, junge Forschende auf Workshops zu begleiten und bei der Arbeit zu beobachten, um besser herauskristallisieren zu können, wie und ob sich Lern- und Legitimierungsangebote auf die Softwarenutzung konkret auswirken.

Wird qualitative Forschung quantifiziert? Entsteht Distanz zu Daten? Entsteht eine Methodendominanz oder betreten neue Methoden die Bühne? Eine Diskussion auf technischer Ebene führt zu lärmender Lagerspaltung und lenkt von den sozialen, machtgetränkten Prozessen ab, die den akademischen Betriebsformen. Die dringende Frage ist nicht: „Wie wirkt sich QDA-Softwarenutzung auf qualitative Forschung aus?“ Ich konnte vielmehr zeigen, dass die Frage eher lauten sollte: „Wie wirkt sich akademische Forschung auf QDA-Softwarenutzung aus?“ Die Fragen, die in der Konsequenz gestellt werden müssen, sind: Welche Vorgehensweisen werden mit Legitimation aufgeladen? Wie geschieht das? Wer oder was beeinflusst das? Ich habe in meinen Ausführungen bereits einige Anstöße für die Beantwortung dieser Fragen gegeben – doch hauptsächlich ging es mir darum, sie begründet zu stellen. Es ist deutlich geworden, dass die wichtigen Fragen zur Qualität computerunterstützter qualitativer Forschung auf Ebene des akademischen Diskurses geklärt werden müssen, und nicht auf dem Rücken der technischen Innovation. Denn es sind die Anforderungen sozialwissenschaftlichen Forschens, die den Ausschlag dafür geben werden, ob QDA-Software künftig Träume erfüllt – oder Schreckgespenster zum Leben erweckt.

9. Literatur

- ALEXA, M./ ZÜLL, C. 1999: *A review of software for text analysis*, Pfälzische Post: Neustadt/Weinstraße.
- BAPTISTE, I. 2001: 'Qualitative data analysis: Common phases, strategic differences'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 2, no. 3. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/917>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- BLANK, G. 2004: 'Teaching Qualitative Data Analysis to Graduate Students'. In: *Social Science Computer Review* vol. 22, no. 2. S. 187-196.
- BOHNSACK, R. 2003: *Rekonstruktive Sozialforschung*, Leske + Budrich: Opladen.
- BONG, S.A. 2002: 'Debunking Myths in Qualitative Data Analysis'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 3, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/849>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- BOURDON, S. 2002: 'The Integration of Qualitative Data Analysis Software in Research Strategies: Resistances and Possibilities'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 3, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/850>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- BRENT, E. 1984: 'Qualitative computing: Approaches and issues'. In: *Qualitative Sociology* vol. 7, no. 1. S. 34-60.
- BRENT, E./SCOTT, J./ SPENCER, J. 1987: 'The Use of Computers by Qualitative Researchers'. In: *Qualitative Sociology* vol. 10, no. 3. S. 309-313.
- BRENT, E. 2004: 'Sociology and Computing: Introduction to This Special Issue'. In: *Social Science Computer Review* vol. 22, Zugriff unter: <<<http://ssc.sagepub.com/cgi/content/abstract/22/2/149>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- BRINGER, J.D./JOHNSTON, L.H./ BRACKENRIDGE, C.H. 2004: 'Maximizing Transparency in a Doctoral Thesis: The Complexities of Writing About the Use of QSR* NVIVO Within a Grounded Theory Study'. In: *Qualitative Research* vol. 4, no. 2. S. 247-265.
- BRINGER, J.D./JOHNSTON, L.H./ BRACKENRIDGE, C.H. 2006: 'Using Computer-Assisted Qualitative Data Analysis Software to Develop a Grounded Theory Project'. In: *Field Methods* vol. 18, no. 3. S. 245-266.
- BROWN, D. 2002: 'Going Digital and Staying Qualitative: Some Alternative Strategies for Digitizing the Qualitative Research Process'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 3, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/851>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- BUSTON, K. 1997: 'NUD* IST in action: Its use and its usefulness in a study of chronic illness in young people'. In: *Sociological Research Online* vol. 2, no. 3. S. 1-17.
- CARMICHAEL, P. 2002: 'Extensible markup language and qualitative data analysis'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 3, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/852>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- CARNEY, J.H./JOINER, J.F./ TRAGOU, H. 1997: 'Categorizing, Coding, and Manipulating Qualitative Data Using the WordPerfect® Word Processor'. In: *The Qualitative Report* vol. 3, no. 1. Zugriff unter: <<<http://www.nova.edu/ssss/QR/QR3-1/carney.html>>>. 1. Oktober 2008.

- CARVAJAL, D.** 2002: 'The Artisan's Tools. Critical Issues When Teaching and Learning CAQDAS'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 3, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/853>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- CASTELS, M.** 2001: *Das Informationszeitalter I: Die Netzwerkgesellschaft*, Leske + Budrich: Opladen.
- CISNEROS-PUEBLA, A.** 2003: 'Computer-assisted qualitative analysis'. In: *Sociologias* no. 9. S. 288-313. Zugriff unter: <<http://www.scielo.br/scielo.php?pid=S1517-45222003000100010&script=sci_abstract>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- COFFEY, A./HOLBROOK, B./ ATKINSON, P.** 1996: 'Qualitative Data Analysis: Technologies and Representations'. In: *Sociological Research Online* vol. 1, no. 1. Zugriff unter: <<<http://www.socresonline.org.uk/1/1/4.html>>>. 1. Oktober 2008.
- COLINS, O./BROEKAERT, E./VANDEVELDE, S./ VAN HOVE, G.** 2008: 'Max Weber and Alfred Schutz: The Theoretical and Methodological Background of the Case-Oriented Quantification Approach Behind winMAX'. In: *Social Science Computer Review* vol. 26, no. 3. S. 369-378.
- CORBIN, J./ CISNEROS-PUEBLA, A.** 2004: 'To Learn to Think Conceptually. Juliet Corbin in Conversation With Cesar A. Cisneros-Puebla'. In: *Forum Qualitative Research* vol. 5, no. 3. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.org/fqs-texte/3-04/04-3-32-e.htm>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- CORBIN, J./ STRAUSS, A.** 2008: *Basics of Qualitative Research 3e*, Sage: Los Angeles u.a.
- COUSINS, K./ MCINTOSH, W.** 2005: 'More than Typewriters, More than Adding Machines: Integrating Information Technology into Political Research'. In: *Quality and Quantity* vol. 39, no. 5. S. 581-614.
- CRESWELL, J.W.** 1998: *Qualitative Inquiry and Research Design: Choosing Among Five Traditions*, Sage Publications.
- DEGELE, N.** 2000: *Informiertes Wissen. Eine Wissenssoziologie der computerisierten Gesellschaft*, Campus: Frankfurt am Main [u.a.].
- DEPPERMANN, A.** 2001: *Gespräche analysieren*, Leske + Budrich: Opladen.
- DICKSON-SWIFT, V./JAMES, E.L./KIPPEN, S./ LIAMPUTTONG, P.** 2007: 'Doing sensitive research: what challenges do qualitative researchers face?'. In: *Qualitative Research* vol. 7, no. 3. S. 327-353.
- DRESING, T.** 2007: QDA-Software in der Hochschullehre. In: U. KUCKARTZ/H. GRUNENBERG/T. DRESING (Hrsg.), *Qualitative Datenanalyse: computergestützt - methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis*, Wiesbaden: VS - Verlag für Sozialwissenschaften. S. 228-240.
- DUCAR, D.** 2006: 'Rezension zu: Udo Kuckartz (1999). Computergestützte Analyse qualitativer Daten. Eine Einführung in die Methoden und Arbeitstechniken'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 5, no. 1. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/627>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- FIELDING, N.G./ LEE, R.M.** 1998: *Computer Analysis and Qualitative Research*, Sage Publications: London [u.a.].
- FIELDING, N.G.** 2000: 'The Shared Fate of Two Innovations in Qualitative Methodology: The Relationship of Qualitative Software and Secondary Analysis of Archived Qualitative Data'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 1, no. 3. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1039>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- FIELDING, N.G./ LEE, R.M.** 2002: 'New Patterns in the Adoption and Use of Qualitative Software'. In: *Field Methods* vol. 14, no. 2. S. 197-216.

- FLICK, U.** 2002: *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, Rowohlt-Taschenbuch-Verlag: Reinbek bei Hamburg.
- FLICK, U.** 2007: Zur Qualität qualitativer Forschung - Diskurse und Ansätze. In: U. KUCKARTZ/H. GRUNENBERG/ T. DRESING (Hrsg.), *Qualitative Datenanalyse: computergestützt - methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis*, Wiesbaden: VS - Verlag für Sozialwissenschaften. S. 188-209.
- FORD, K./OBERSKI, I./ HIGGINS, S.** 2000: 'Computer-Aided Qualitative Analysis of Interview Data: Some Recommendations for Collaborative Working'. In: *The Qualitative Report* vol. 4, no. 3 & 4. Zugriff unter: <<<http://www.nova.edu/ssss/QR/QR4-3/oberski.html>>>. 1. Oktober 2008.
- FOUCAULT, M.** 1974: *Archäologie des Wissens*, Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- GIBBS, G.** 2002: *Qualitative Data Analysis: Explorations with NVivo*, Open University Press: Buckingham.
- GIBBS, G.R./FRIESE, S./ MANGABEIRA, W.C.** 2002: 'Technikeinsatz im qualitativen Forschungsprozess. Einführung zu FQS Band 3 (2)'. In: *Forum: Qualitative Research* vol. 3, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/847>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- GLÄSER, J./ LAUDEL, G.** 2006: *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse*, VS - Verlag für Sozialwissenschaften.
- GOBO, G.** 2005: 'The Renaissance of Qualitative Methods'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 6, no. 3. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/5>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- GRUNENBERG, H.** 2007: Empirische Befunde zur Qualität qualitativer Sozialforschung. Resultate einer Analyse von Zeitschriftenartikeln. In: U. KUCKARTZ/H. GRUNENBERG/ T. DRESING (Hrsg.), *Qualitative Datenanalyse: computergestützt - methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis*, Wiesbaden: VS - Verlag für Sozialwissenschaften. S. 210-226.
- HELFFERICH, C.** 2004: *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*, VS - Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- HESSE-BIBER, S./ DUPUIS, P.** 1996: An Automatic Hypothesis Tester for Qualitative Analysis. In: F. FAULBAUM/ W. BANDILLA (Hrsg.), *SoftStat '95*, Stuttgart: Lucius und Lucius. S. 356-360.
- HESTERMANN, T.** 2008: Fernsehbilder des Schreckens und was die Verantwortlichen leitet: Methodentriangulation und computergestützte Datenanalyse. In: U. KUCKARTZ (Hrsg.), *CAQD 2008 Tagungsband*, S. 61-72.
- HILLEBRANDT, F.** 2004: Die Verborgenen Mechanismen der Materialität. Überlegungen zu einer Praxistheorie der Technik. In: J. EBRECHT/ F. HILLEBRANDT (Hrsg.), *Bourdieu's Theorie der Praxis. Erklärungskraft, Anwendung, Perspektiven*, Wiesbaden: VS - Verlag für Sozialwissenschaften. S. 19-46.
- HITZLER, R.** 2007: 'Wohin des Wegs? Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen qualitativen Sozialforschung'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 8, no. 3. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/284/623>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- HOOD, J.C.** 2006: 'Teaching against the text: The case of qualitative methods'. In: *Teaching Sociology* vol. 34, no. 3. S. 207-223.
- KELLE, U./ LAURIE, H.** 1995: Computer use in qualitative research and issues of validity. In: U. KELLE (Hrsg.), *Computer-aided qualitative data analysis: Theory, methods, and practice*, Thousand Oaks: Sage Publications. S. 19-28.

- KELLE, U.** 1995: Introduction: An Overview of Computer-aided Methods in Qualitative Research. In: U. KELLE (Hrsg.), *Computer-Aided qualitative Data Analysis. Theory, Methods and Practice*, Thousand Oaks: Sage Publications. S. 1-17.
- KELLE, U.** 1997: 'Theory Building in Qualitative Research and Computer Programs for the Management of Textual Data'. In: *Sociological Research Online* vol. 2, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.socresonline.org.uk/socresonline/2/2/1.html>>>.
- KELLE, U.** 2007: Theoretisches Vorwissen und Kategorienbildung in der "Grounded Theory". In: U. KUCKARTZ/H. GRUNENBERG/ T. DRESING (Hrsg.), *Qualitative Datenanalyse: computergestützt - methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis*, Wiesbaden: VS - Verlag für Sozialwissenschaften. S. 32-49.
- KLUGE, S./ OPITZ, D.** 1999: 'Die Archivierung qualitativer Interviewdaten: Forschungsethik und Datenschutz als Barrieren für Sekundäranalysen'. In: *Soziologie, Mitteilungsblatt der DGS* vol. 4, S. 48-63.
- KLUGE, S./ OPITZ, D.** 2000: 'Computer-aided Archiving of Qualitative Data with the Database System' QBiQ". In: *Forum: Qualitative Social Research (Online Journal)* vol. 1, no. 3. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1028>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- KNOBLAUCH, H.** 2005: *Wissenssoziologie*, UTB: Konstanz.
- KNORR-CETINA, K.** 2002: *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*, Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- KNORR-CETINA, K.** 2002: *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*, Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- KÖNIG, T.** 2006: *New Methods for the Analysis of Media Content*.
- KRUSE, J.** 2008, März: *Reader "Einführung in die qualitative Interviewforschung"*, Freiburg.
- KUCKARTZ, U.** (Hrsg.) 2007: *MAXmaps. Visual modeling for qualitative data (Handbuch)*, Marburg.
- KUCKARTZ, U./GRUNENBERG, H./ DRESING, T.** (Hrsg.) 2007: *Qualitative Datenanalyse: computergestützt - methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis*, VS - Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- KUCKARTZ, U.** 1999: *Computergestützte Analyse qualitativer Daten*, Westdeutscher Verlag: Opladen.
- KUCKARTZ, U.** 2005: *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*, VS - Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- KUCKARTZ, U.** 2006: Quick and dirty?-Qualitative Methoden der drittmittelfinanzierten Evaluation in der Umweltforschung. In: U. FLICK (Hrsg.), *Qualitative Evaluationsforschung. Konzepte, Methoden, Umsetzungen*, Hamburg: Rohwolt. S. 267-283.
- KUCKARTZ, U.** 2007: QDA-Software im Methodendiskurs: Geschichte, Potenziale, Effekte. In: U. KUCKARTZ/H. GRUNENBERG/ T. DRESING (Hrsg.), *Qualitative Datenanalyse: computergestützt - methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis*, Wiesbaden: VS - Verlag für Sozialwissenschaften. S. 15-31.
- KUCKARTZ, U./DRESING, T./RÄDIKER, S./ STEFER, C.** 2007: *Qualitative Evaluation. Der Einstieg in die Praxis*, VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- LATOUR, B./ WOOLGAR, S.** 1979: *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*, Routledge & Kegan Paul: London u.a.
- LATOUR, B.** 1998: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Fischer: Frankfurt am Main.

- LAUCKEN, U.** 2002: 'Qualitätskriterien als wissenschaftspolitische Lenkinstrumente'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 3, no. 1. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/888/1938>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- LAUDEL, G./ GLÄSER, J.** 2007: 'Interviewing Scientists'. In: *STI Studies* vol. 3, no. 2. S. 91-111.
- LEE, R.M./ FIELDING, N.G.** 1995: Users' Experiences of Qualitative Data Analysis Software. In: U. KELLE (Hrsg.), *Computer-aided qualitative data analysis - theory, methods and practice*, London [u.a.]: Sage. S. 29-40.
- LEE, R.M./ FIELDING, N.G.** 1996: 'Qualitative Data Analysis: Representations of a Technology: A Comment on Coffey, Holbrook and Atkinson'. In: *Sociological Research Online* vol. 1, no. 4. Zugriff unter: <<<http://www.socresonline.org.uk/1/1/4.html>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- LEWINS, A./ SILVER, C.** 2007: *Using Software in Qualitative Research. A Step-by-Step Guide*, London u.a.: Sage Publications.
- LINCOLN, Y.S./ DENZIN, N.K.** 1994: The Fifth Moment. In: N. K. DENZIN (Hrsg.), *Handbook of qualitative research*, Thousand Oaks [u.a.]: Sage. S. 575-586.
- LONKILA, M.** 1995: Grounded theory as an emerging paradigm for computer-assisted qualitative data analysis. In: U. KELLE (Hrsg.), *Computer-aided qualitative data analysis: Theory, methods, and practice*, London: Sage Publications. S. 41-51.
- LUCIUS-HOENE, G./ DEPPERMAN, A.** 2004: *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, VS, Verl. für Sozialwiss: Wiesbaden.
- MAASEN, S.** 1999: *Wissenssoziologie*, Bielefeld: transcript.
- MACLARAN, P./ CATTERALL, M.** 2002: 'Analysing qualitative data: computer software and the market research practitioner'. In: *Qualitative Market Research: An International Journal* vol. 5, no. 1. S. 28-39.
- MACMILLAN, K./ KOENIG, T.** 2004: 'The Wow Factor: Preconceptions and Expectations for Data Analysis Software in Qualitative Research'. In: *Social Science Computer Review* vol. 22, no. 2. S. 179-186.
- MACMILLAN, K.** 2005: 'More Than Just Coding? Evaluating CAQDAS in a Discourse Analysis of News Texts'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 6, no. 3. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/28>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- MANGABEIRA, W.C.** 1996: 'CAQDAS and its Diffusion Across Four Countries: National Specificities and Common Themes'. In: *Current Sociology* vol. 44, no. 3. S. 191-205.
- MANGABEIRA, W.C./LEE, R.M./ FIELDING, N.G.** 2001: 'Patterns of adoption, modes of use and representations about technology: CAQDAS users in the UK in the mid-1990s'. In: *Sociologias* vol. 5, no. 3. S. 20-57. Zugriff unter: <<http://www.scielo.br/scielo.php?pid=S1517-45222001000100003&script=sci_arttext>>.
- MANGABEIRA, W.C./LEE, R.M./ FIELDING, N.G.** 2004: 'Computers and Qualitative Research: Adoption, Use, and Representation'. In: *Social Science Computer Review* vol. 22, no. 2. S. 167-178.
- MAYRING, P.** 2008: *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, Beltz: Weinheim & Basel.
- MEY, G./ MRUCK, K.** 2007: 'Qualitative Research in Germany: A Short Cartography'. In: *International Sociology* vol. 22, no. 2. S. 138-154.

- MORISON, M./ MOIR, J.** 1998: 'The role of computer software in the analysis of qualitative data: efficient clerk, research assistant or Trojan horse?'. In: *Journal of Advanced Nursing* vol. 28, no. 1. S. 106-116.
- MRUCK, K./ MEY GÜNTER, 2000**, überarb. 2002: 'Qualitative Sozialforschung in Deutschland'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 1, no. 1. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1114/2465>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- NIDERÖST, B.** 2002: 'Die technikunterstützte Analyse von qualitativen Daten mit Word'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 3, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/861>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- OPITZ, D./ MAUER, R.** 2005: 'Erfahrungen mit der Sekundärnutzung von qualitativem Datenmaterial – Erste Ergebnisse einer schriftlichen Befragung im Rahmen der Machbarkeitsstudie zur Archivierung und Sekundärnutzung qualitativer Interviewdaten'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 6, no. 1. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/510/1100>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- OSORIO, F.** 2006: 'The Effects of Computer Assisted Research on Chilean Academics'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 7, no. 4. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/169/378>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- OZKAN, B.C.** 2004: 'Using NVivo to Analyze Qualitative Classroom Data on Constructivist Learning Environments'. In: *The Qualitative Report* vol. 9, no. 4. Zugriff unter: <<<http://www.nova.edu/ssss/QR/QR9-4/ozkan.pdf>>>. 1. Oktober 2008.
- PADILLA, R.V.** 1993: *Qualitative Analysis with HyperQual2*, AZ: Chandler.
- PETERS, V./ WESTER, F.** 2007: 'How Qualitative Data Analysis Software may Support the Qualitative Analysis Process'. In: *Quality and Quantity* vol. 41, no. 5. S. 635-659.
- PLAB, C./ SCHETSCHKE, M.** 2000: 'The Analysis and Archiving of Heterogeneous Text Documents: Using Support of the Computer Program NUD*IST 4'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 1, no. 3. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1038>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- RAMMERT, W.** 1983: *Soziale Dynamik der technischen Entwicklung: theoretisch-analytische Überlegungen zu einer Soziologie der Technik am Beispiel der 'science-based industry'*, Westdeutscher Verlag: Opladen.
- RAMMERT, W.** 1989: Technisierung und Medien in Sozialsystemen. Annäherungen an eine soziologische Theorie der Technik. In: P. WEINGART (Hrsg.), *Technik als sozialer Prozeß*, Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 128-173.
- RAMMERT, W.** 1993: *Technik aus soziologischer Perspektive: Forschungsstand, Theorieansätze, Fallbeispiele: Ein Überblick*, Westdeutscher Verlag: Opladen.
- RAMMERT, W.** 2007: *Technik - Handeln - Wissen: Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie*, VS - Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- RAMMERT, W.** 2008: Technographie trifft Theorie. Forschungsperspektiven einer Soziologie der Technik. In: H. KALTHOFF/S. HIRSCHAUER/ G. LINDEMANN (Hrsg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 341-367.
- REICHERTZ, J.** 2004: 'An die Spitze. Neue Mikropolitiken der universitären Karriereplanung von Sozialwissenschaftlern/innen'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 5, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/612>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.

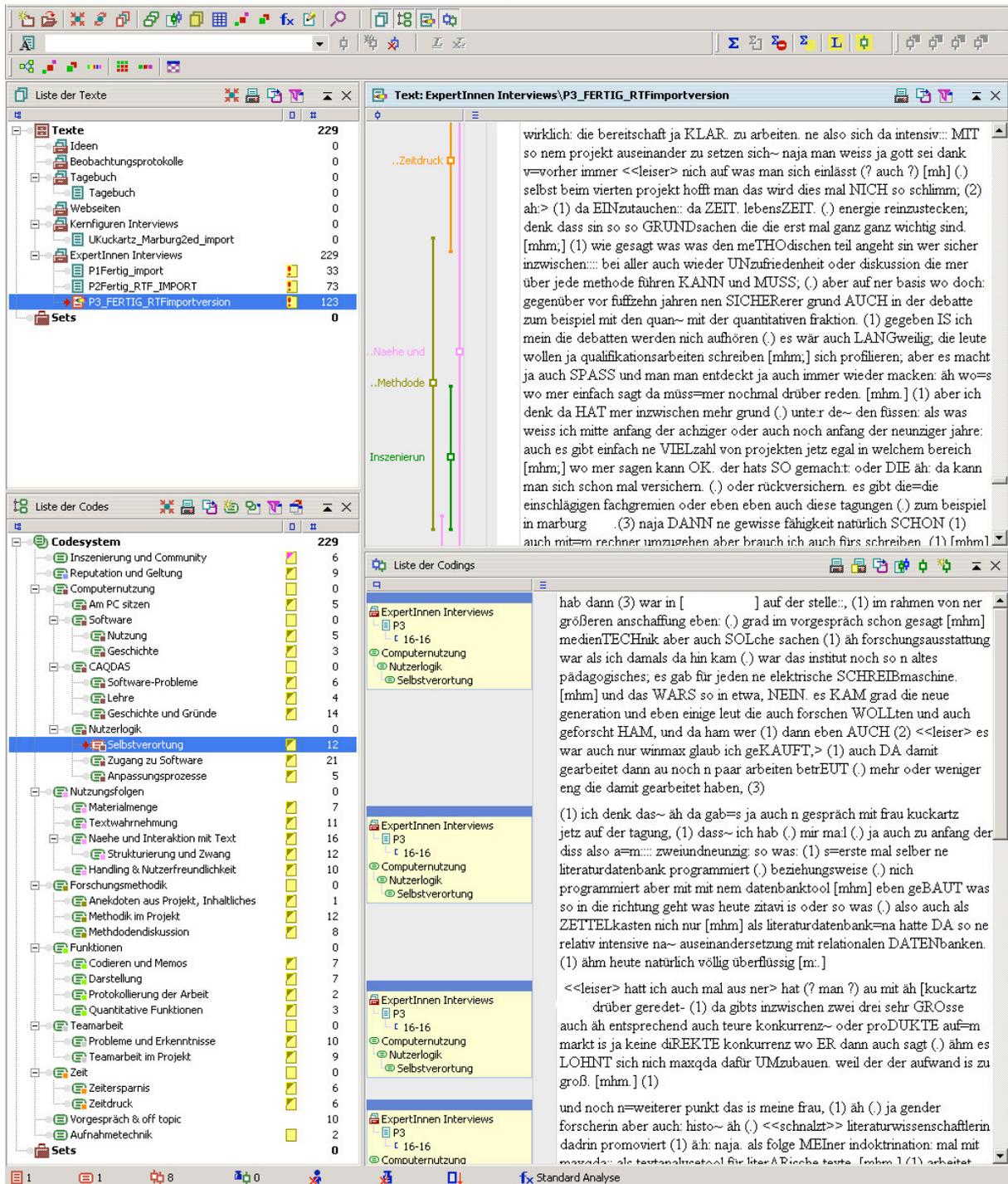
- REICHERTZ, J.** 2008: *Wer nur einen Hammer hat, dem gerät die Welt leicht zum Nagel. Eine Polemik - nicht gegen Udo Kelle, sondern gegen die, die sich zu Unrecht auf ihn berufen.* Symposium: Zur Integration qualitativer und quantitativer Sozialforschung. 4. Berliner Methodentreffen. Zugriff unter: <<http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/texte/texte_2008/reichertz.pdf>> Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- ROBERTS, K./ WILSON, R.** 2002: 'ICT and the Research Process: Issues Around the Compatibility of Technology with Qualitative Data Analysis'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 3, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/862>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- RYAN, G.W.** 2004: 'Using a Word Processor to Tag and Retrieve Blocks of Text'. In: *Field Methods* vol. 16, no. 1. S. 109-130.
- SEALE, C.F.** 2002: Computer-Assisted Analysis of Qualitative Interview Data. In: J. F. GUBRIUM/ J. A. HOLSTEIN (Hrsg.), *Handbook of Interview Research: Context and Method*, Thousand Oaks: Sage. S. 651-670.
- SEIDEL, J.** 1991: Methods and madness in the application of computer technology to qualitative data analysis. In: N. G. FIELDING/ R. M. LEE (Hrsg.), *Using Computers in Qualitative Research*, London: Sage. S. 107-116.
- STEFER, C.** 2007: QUASAR: Eine Online-Umfrage zum Einsatz von QDA-Software im Forschungsprozess. In: U. KUCKARTZ/H. GRUNENBERG/ T. DRESING (Hrsg.), *Qualitative Datenanalyse: computergestützt - methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 241-247.
- STEINKE, I.** 2007: Qualitätssicherung in der qualitativen Forschung. In: U. KUCKARTZ/H. GRUNENBERG/ T. DRESING (Hrsg.), *Qualitative Datenanalyse: computergestützt - methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 176-187.
- THOMPSON, R.** 2002: 'Reporting the Results of Computer-assisted Analysis of Qualitative Research Data'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 3, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/864>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- TITSCHER, S./WODAK, R./MEYER, M./ VETTER, E.** 1998: *Methoden der Textanalyse: Leitfaden und Überblick*, Westdeutscher Verlag: Opladen.
- VERBI** 2007: *Einführung MAXqda 2007*, Verbi: Marburg.
- VERBI** 2008: *Geschichte von MAXQDA*. Zugriff unter: <<<http://www.maxqda.de/ueber/geschichte>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- WALSH, M.** 2003: 'Teaching Qualitative Analysis Using QSR NVivo'. In: *The Qualitative Report* vol. 8, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.nova.edu/ssss/QR/QR8-2/walsh.pdf>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- WEBB, C.** 1999: 'Analysing qualitative data: computerized and other approaches'. In: *Journal of Advanced Nursing* vol. 29, no. 2. S. 323-330.
- WEISCHER, C.** 2006: The never ending story - 'qualitative' und 'quantitative' Ansätze in der empirischen Sozialforschung. In: A. BÜHRMANN ET AL. (Hrsg.), *Gesellschaftstheorie und die Heterogenität empirischer Sozialforschung*, Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 44-56.
- WEITZMAN, E.A./ MILES, M.B.** 1995: *Computer Programs for Qualitative Data Analysis*, Avebury: Aldershot.
- WEITZMAN, E.A.** 2000: Software and qualitative research. In: N. K. DENZIN/ Y. S. LINCOLN (Hrsg.), *Handbook of Qualitative Research*, Thousand Oaks: Sage Publications. S. 803-820.

- WEIZENBAUM, J.** 1972: 'Alptraum Computer. Ist das menschliche Gehirn nur eine Maschine aus Fleisch?' In: *Die Zeit*, 21. Januar 1972. S. 43.
- WELSH, E.** 2002: 'Dealing with Data: Using NVivo in the Qualitative Data Analysis Process'. In: *Forum: Qualitative Social Research* vol. 3, no. 2. Zugriff unter: <<<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/865>>>. Letzter Zugriff: 1. Oktober 2008.
- WENZLER-CREMER, H.** 2007: Der Forschungsprozess am Beispiel einer qualitativen Studie zur bikulturellen Sozialisation. In: U. KUCKARTZ/H. GRUNENBERG/ T. DRESING (Hrsg.), *Qualitative Datenanalyse: computergestützt - methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis*, Wiesbaden: VS - Verlag für Sozialwissenschaften. S. 66-77.
- WICKHAM, M./ WOODS, M.** 2005: 'Reflecting on the Strategic Use of CAQDAS to Manage and Report on the Qualitative Research Process'. In: *The Qualitative Report* vol. 10, no. 4. S. 687-702.
- WOOLGAR, S.** 1985: 'Why not a sociology of machines? The case of sociology and artificial intelligence'. In: *Social Studies of Science* vol. 19, no. 4. S. 557-572.

10. Anhang

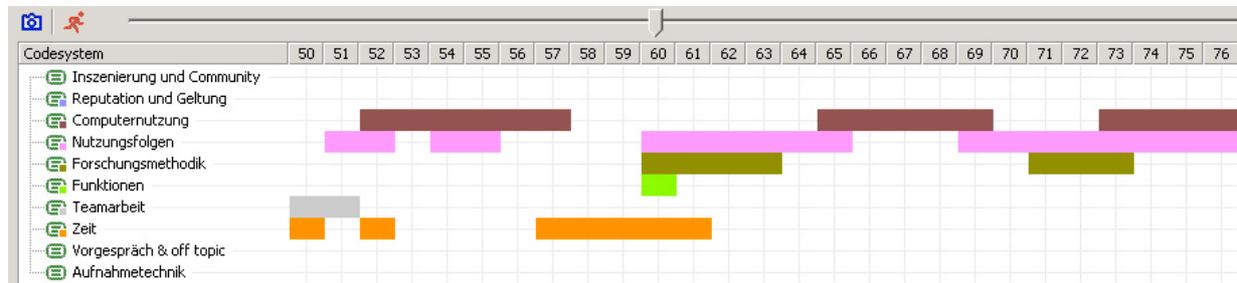
| | |
|---|-----|
| Anhang 1a: Screenshot MAXqda 2007..... | 101 |
| Anhang 1b: Screenshot Codeline in MAXqda 2007..... | 102 |
| Anhang 2a: Interview-Leitfaden der Interviews P1, P2, P3..... | 103 |
| Anhang 2b: Erläuterung des Leitfadens..... | 105 |
| Anhang 4: Postscripte der Interviews..... | 108 |
| Anhang 5: Transkriptionsregeln Interviews P1, P2, P3..... | 110 |
| Anhang 6: Der Codebaum..... | 112 |
| Anhang 7: Informationen zu den Projekten von P1, P2, P3..... | 113 |
| Anhang 8: Transkripte der Interviews..... | 114 |
| Anhang 8a: Interview mit Udo Kuckartz..... | 114 |

Anhang 1a: Screenshot MAXqda 2007



Ein Screenshot der Arbeitsoberfläche in MAXqda 2007. Links oben sind die verschiedenen Texte in einer Ordnerstruktur organisiert. Rechts daneben ist ein Textausschnitt des gerade aktivierten Textes zu sehen. Am linken Rand des Textes ist die Codierung erkennbar. Links unten ist der Codebaum zu erkennen, der ebenfalls eine Ordnerstruktur aufweist. Rechts unten schließlich sind diejenigen Textstellen aus dem aktivierten Text aufgelistet, die mit dem aktivierten Schlagwort („Code“) markiert wurden.

Anhang 1b: Screenshot Codeline in MAXqda 2007



Ausschnitt einer ‚Codeline‘ in MAXqda. Am linken Rand sind die Analysekatogorien zu sehen, die farbigen Balken markieren die Länge der Markierung (in diesem Fall nach Abschnitten) im ausgewählten Interviewtext.

Anhang 2a: Interview-Leitfaden der Interviews P1, P2, P3

| Leitfrage/Stimulus | Inhaltliche Aspekte | Aufrechterhaltungsfragen | Konkrete (Nach-)Fragen |
|---|--|--|--|
| <p>Wie sind SIE zur computer-unterstützten Analyse gekommen?</p> <p>Wie ist das mit MAXqda gekommen?</p> | <ul style="list-style-type: none"> - PC History/Lerngeschichte - Gründe für SW (Software)-Arbeit (Prestige? Mainstream?) - Gründe für MAXqda - Wer hilft/half beim Lernen? - Wer entscheidet über SW? | <p>Wieso genau MAXqda?</p> | <ul style="list-style-type: none"> - Warum und wie wurde entschieden, dass SW genutzt werden sollte? - Wie haben Sie diesen Einarbeitungsprozess erfahren? |
| <p>Können Sie bitte Ihr Projekt kurz für mich umreißen?</p> | <p>- Umschreibung des Projekts: Zeitraum, Mitarbeiter, Thema.</p> | | |
| <p>Hat sich was durch die Programmnutzung verändert?</p> | <p>Praxis: Probleme, Chancen, Problemlösung, Modding, Wer hilft?</p> <ul style="list-style-type: none"> - Methodenumschwung? - Fortschritt? | <p>Wie nutzen Sie die SW genau?</p> <p>Wie sieht die Zeitverwendung seit der Benutzung von MAXqda aus?</p> | <ul style="list-style-type: none"> - Hat sich Ihre Sicht auf Texte verändert? Gibt es Beschränkungen und neue Optionen? - Wo hilft/stört das Programm? - Was machen Sie jetzt, was Sie früher nicht gemacht haben? - Was nicht mehr? - Was ersetzt das Programm (nicht)? - Denken Sie, dass sich was an Ihrem Zugang oder der Methodik geändert hat? |
| <p>Können Sie mir sagen, wie Sie arbeiten?</p> <p>- Das heißt, wie gestaltet sich bei Ihnen der Arbeitsprozess?</p> | <ul style="list-style-type: none"> - Arbeitsprozess - Teamarbeit - Spezielle Aufgaben der SW - Erhebungsprozess - Methode - Daten-organisations-prozess | <p>Wie läuft Ihr Projekt arbeitsmäßig sonst noch ab?</p> | <ul style="list-style-type: none"> - Können Sie mir etwas über die Teamarbeit erzählen? - Wie lief das mit der Aufgabenverteilung ab? - Wie gehen Sie genau vor? - Wo ist die SW in diesem Prozess? - Welche Rolle spielt die SW für die Analyse? |
| <p>Ist das Programm für Sie ein Fortschritt?</p> | <p>Zeitersparnis?</p> <p>Probleme/Chancen?</p> <p>Was TUT das Programm?</p> | <p>Wie würden Sie Ihre Arbeit am PC sonst so charakterisieren?</p> | <ul style="list-style-type: none"> - Was machen Sie, wenn das Programm nicht macht, was sie wollen? - Wann fluchen Sie bei der Arbeit? |

| | Analysieren vs Organisieren – was „tut“ die Software? | | - Wie ist das, wenn man am PC sitzen muss bei der Arbeit / oder andersrum immer einen braucht? |
|---|---|--|--|
| <p>Konkrete Nachfragen</p> <ul style="list-style-type: none"> - Glauben Sie, dass manche Forscher Software aus Prestige Gründen nutzen? Sehen Sie so eine Gefahr? - Wenn Sie jemand mit folgendem Statement konfrontieren würde: SW-Nutzung führt zu oberflächlicher Analyse: Was würden Sie da antworten? - Wenn Sie jemand mit folgendem Statement konfrontieren würde: SW-Nutzung ist lediglich ein Konter gegen die Vorwürfe aus dem Quantitativen Lager: Was würden Sie da antworten? - Zu was benutzen Sie den PC sonst so? Auch privat? <p>Gibt es noch etwas, was nicht angesprochen wurde, Ihnen aber wichtig ist?</p> | | | |

Anhang 2b: Erläuterung des Leitfadens

Den Leitfaden erstellte ich nach dem Muster von Helfferich (2004: 159-165; vgl. auch Kruse 2008: 36-49): Ich erarbeitete also einen Katalog von möglichst offenen Fragen, für die ich jeweils Aufrechterhaltungs- und Nachfragen vorbereitete. Leitfadengestützte Interviews boten sich für mein Projekt an, denn ich hatte bereits durch die Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur sowie durch die eigene Arbeit mit MAXqda, ATLAS.Ti und dem Freewareprogramm OpenCode Fragestellungen zur CAQDAS-Nutzung entwickelt. Zugleich bietet das Konzept des Leitfragebogens genügend Freiräume für die Interviewten, selbst offen Themen anzusprechen, beziehungsweise bestimmten Bereichen mehr Gewicht zu verleihen. Gerade weil die Software-Nutzung spärlich erforscht ist, erschien mir dies besonders wichtig. Zunächst habe ich Fragen gesammelt, auf Implikationen hin abgeklopft und geprüft, ob sie dazu geeignet sind, offene Erzählungen zu stimulieren (vgl. Helfferich 2004: 163f). Zur mehrfachen Überarbeitung des Fragebogens gehörte auch, die Anzahl der Leitfragen („LF“) klein zu halten: Auch dies zwang mich dazu, die wenigen gestellten Fragen offen zu halten, anstatt mich an kleinteiligen Fragen entlang zu hangeln.

LF1 Die erste Frage des Leitfragebogens: „Wie sind SIE zur computergestützten Analyse gekommen?“ Mit dieser Frage sollte den Interviewten die Möglichkeit gegeben werden, über ihre Erfahrungen mit dem Computer zu sprechen. Neben Fakten zur Computer-Biografie erhoffte ich mir auch Hinweise auf die Selbstverortung der NutzerInnen: Inszenieren sie sich als alte Hasen oder als im ständigen Kampf mit dem Computer, dem unbekanntem Wesen? Besonders interessant erschien mir in diesem Zusammenhang, wie die UserInnen zur QDA-Software kamen. Es wurde im vorhergehenden Kapitel angedeutet, dass UserInnen wenig Zeit für die Auswahl eines Pakets zu investieren scheinen – welche Faktoren entscheiden dann über den Gebrauch einer Software? Forschende KollegInnen? Das Institut, das eine bestimmte Software anbietet? Wird überhaupt entschieden?

LF 2 Nach dieser aufwärmenden Frage folgt eine stark inhaltlich ausgelegte Frage: Mich interessiert, wie die Projekte meiner InterviewpartnerInnen inhaltlich, methodisch, personell und zeitlich aufgebaut sind.

LF 3 Die nächste Frage: Ob sich etwas durch die Programmnutzung verändert habe. Mit dieser sehr offenen Frage sollten viele Themenbereiche angerissen werden und neue Themenbereiche erkundet werden: Inhaltlich zunächst, wie die Nutzung der Software im Projekt aussieht (Teamarbeit, Zeitmanagement, genutzte Funktionen). Interessant versprach die Komponente des Wandels zu sein: Arbeiten UserInnen mit anderen Methoden? Fühlen sie sich anders beim Arbeiten? Verändert sich ihre Sicht auf Texte? Diese Punkte tauchen

auch in Form von konkreten Nachfragen im Leitfaden auf. Im Verlauf der Interviews zeigte sich, dass besonders die Frage nach der Sicht auf Texte, also die Frage nach der Wahrnehmung von Daten problematisch war. Die InterviewpartnerInnen hatten Probleme, die vage Frage sofort zu verstehen, so dass ich die Frage oft reformulieren oder eingrenzen musste. Bei einer weiteren Erhebung nach diesem Leitfaden sollte diese Nachfrage daher geändert werden.

LF 4 Mit der vierten Leitfrage („Können Sie mir sagen, wie Sie arbeiten?“) erhoffte ich mir Details über die Nutzung von MAXqda: Welche Optionen genutzt werden, wie die Arbeit organisiert wird, wie die Arbeit im Team vonstatten geht. Diese Leitfrage ist zunächst inhaltlich wichtig, um besser verorten zu können, was die ForscherInnen tatsächlich mit der Software tun. Gleichzeitig erhoffte ich, etwas mehr über die Rollenverteilung im Team, den Stellenwert der Software im Forschungsprozess und den Zugang der UserInnen zur Software zu erfahren. Über diese Aussagen wiederum versprach ich mir zusätzliche Hinweise über den Umgang mit Texten.

LF 5 Mit der letzten Frage wollte ich die InterviewpartnerInnen dazu ermuntern, das Programm und ihre Programmnutzung bewertend zusammenzufassen. Ich hoffte, über diese Selbstevaluation mehr über die tatsächliche Nutzung und den Aufgabenbereich der Software zu erfahren. Außerdem wollte ich herausfinden, wo die Software die UserInnen vor Probleme stellt, wo es Frust gibt und wie es sich anfühlt, den ganzen Tag am PC zu sitzen. Mit dieser Frage sollten die Interviewten auch auf die emotionale Interaktion mit der Maschine Computer eingehen können.

NACHFRAGEN Falls dies im Gespräch noch nicht angesprochen wurde, fragte ich zum Ende des Gespräches nochmals nach, für welche Aufgaben die Befragten den PC sonst noch nutzen würden. Dies sollte zusätzliche Informationen zum Zugang zu Software liefern. Mit den letzten drei, bewusst heikle Themen ansprechenden Nachfragen wollte ich schließlich erhellen, wie die ForscherInnen die ForscherInnengemeinschaft um sie herum bewerten: Ob sie glauben, dass Software aus Reputations- und Legitimationsgründen genutzt wird und wie sie auf die provozierende Aussage reagieren würden, dass CAQDAS-Nutzung zu oberflächlicher Analyse führen würde. Die Fragen sind so formuliert, dass die InterviewpartnerInnen nicht sich selbst einschätzen sollen, sondern andere ForscherInnen. Durch diesen Kniff erhoffte ich mir etwas mehr Offenheit bei der Beantwortung der Frage. Insgesamt sind die Leitfragen also gemischt: Einige beziehen sich auf die tatsächliche Nutzung der Technik, einige auf das Verhältnis zum Arbeitsgerät Computer und einige auf den Diskurs. Allerdings sind die Fragen offen genug, um alle drei Bereiche ansprechbar zu machen. Bei der Anordnung der Fragen achtete ich darauf, die Interviewten zunächst über

ihre Computer-Biografie erzählen zu lassen. Das hatte den Sinn, zunächst das Eis zu brechen und mit einer recht einfachen, aber potenziell vielschichtigen Frage den Einstieg ins Interview für beide Seiten erleichtern. Die Frage nach den Projektdetails ist sehr faktenorientiert, und ich hielt sie an dieser Stelle für notwendig, um die Programmnutzung, nach der ich im Anschluss frage, besser zu verstehen. Die dritte und vierte Leitfrage fordern die Interviewpartner dazu auf, über ihre Arbeitsweise zu berichten; die fünfte Leitfrage („Ist das Programm für Sie ein Fortschritt?“) fragt schließlich nach einem Resümee der Nutzung, ist also etwas abstrakter. Die etwas provokanten Fragen nach Legitimations- und Reputations-Strategien hob ich mir für den Schluss des Interviews auf, um zum Ende der Gespräche hin gegebenenfalls nochmals einen reizvollen Gesprächs-Stimulus zur Verfügung zu haben.

Anhang 4: Postscripte der Interviews

Die Postscripte der Interviews sind der Online-Veröffentlichung nicht angehängt.

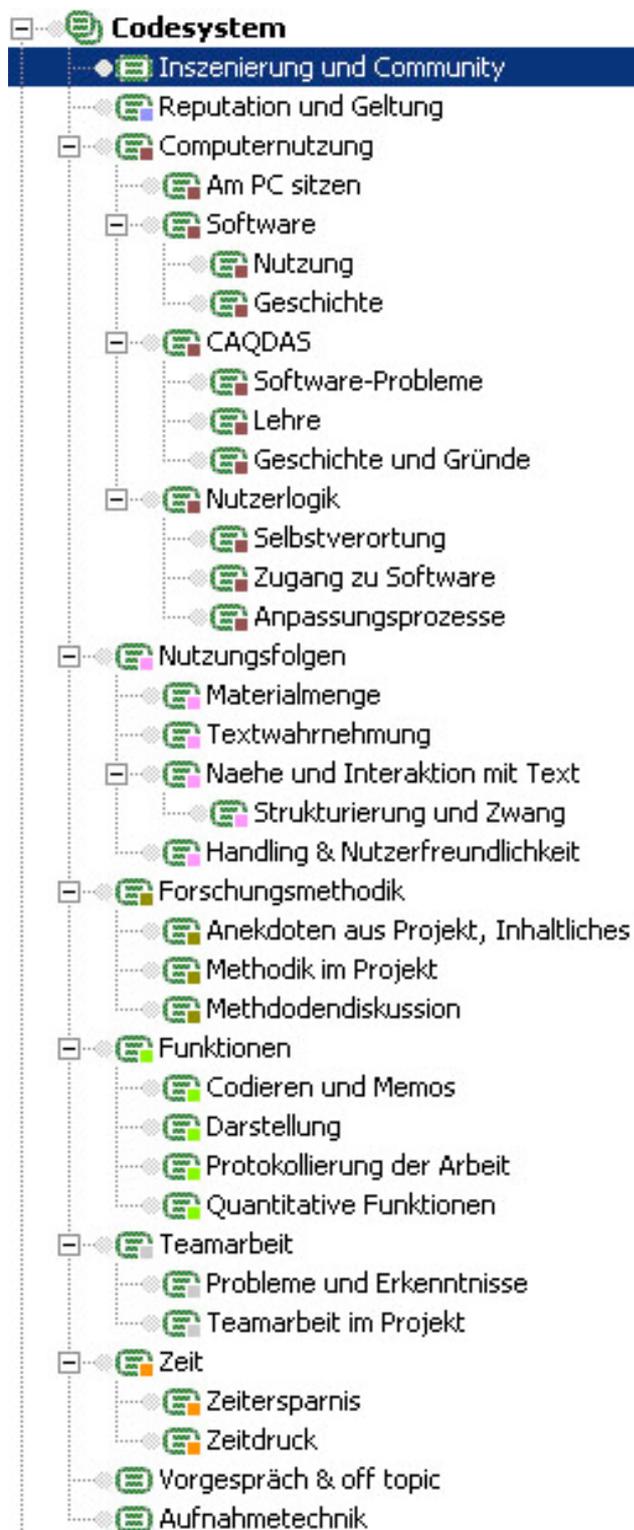
Anhang 5: Transkriptionsregeln Interviews P1, P2, P3

| Transkriptions-Symbol | Erläuterung |
|---|--|
| <u>Pausen</u> (.) (1) | Mikropause bis 0,6 Sekunden Pause von 0,6 Sekunden bis 1,6 Sekunden |
| <u>Dehnungen und Verschleifungen</u> = : / :: / ::: | Verschleifung Dehnung/Längung, je nach Dauer. (:) entspricht etwa 0,5 Sekunden |
| <u>Akzente</u> akZENT ak!ZENT! | Akzentuierung starke Akzentuierung |
| <u>Satzmelodie</u> ? › - ; . | hoch steigende Tonhöhe leicht steigende Tonhöhe gleichbleibende Tonhöhe leicht fallende Tonhöhe tief fallende Tonhöhe |
| <u>Außersprachliches</u> << auflachend > xxxx > << leise > xxxx > | (sprachbegleitende) para-/ außersprachliche Handlungen/Ereignisse sowie Lautstärke |
| <u>Unverständlichkeiten</u> (??) (?wieso/wie?) „vhs“ | unverständliche Passage je nach Länge vermutete(r) Wortlaut(e) Ausgesprochene Abkürzung: vau-ha-ess. Abkürzungen wurden derart markiert, um sie im Text auffindbar zu machen und ihren Status als Abkürzung zu markieren. Software-Namen wurde nicht derart markiert, da ich im Rahmen dieser Arbeit davon ausgehe, dass sie als wiedererkennbare Eigennamen erkannt werden: maxqda; spss |
| <u>Einschübe</u> [mhm] / [<<auflachend> und sonst?>] (texttexttext) | Einschübe eines Gesprächspartners bei gleichzeitigem Sprechen, eingefügt bei Beginn des jeweiligen Einschubes Einschübe/Erläuterungen des Transkribierenden |

Die Interviews wurden von der ersten Leitfrage bis zum Ende des Interviews von mir transkribiert. Die Transkription ist nicht normalisiert, das heißt, dass Abbrüche, Verbesserungen, Lachen und ähnliches im Transkript wiedergegeben sind. Formal orientiert sich die Transkription am Gesprächsanalytischen Transkriptionssystem (GAT) nach der ForscherInnengruppe um Selting (Selting et al nach Deppermann (2001) 119ff). Es wurde

nicht lediglich ein Hauptakzent pro Sequenz transkribiert sondern teilweise mehrere Akzente gesetzt, aus zwei Gründen: Zum einen wollte ich nicht gezwungen zu sein, die Analysesequenzen bei der Transkription bereits festlegen zu müssen, zum anderen wollte ich die Satzmelodie und die Satz dramaturgie besser abbilden, ohne auf den komplexen Zeichensatz der Feintranskription nach Selting et al zurückzugreifen zu müssen. Die Dialekte und Akzente der InterviewteilnehmerInnen und mir, dem Interviewer, wurden ebenfalls mit in die Transkription aufgenommen, da das Code-Switching unter Umständen interessante Informationen zur Rollendynamik und zur Selbst-Positionierung geben kann. Um den Text lesbar zu halten, wurde dies jedoch auf starke dialektale Einfärbungen (*auch / ooch* oder *magister / magischer*) beschränkt. Das Transkript stellt in dieser Form einen für meine Analyse angemessenen Kompromiss dar: Der Text ist fein genug transkribiert für eventuelle Feinanalysen und gleichzeitig noch flüssig lesbar, was die ersten Codierdurchgänge und den Überblick über das Material erleichtert. Es war mir überdies wichtig, das gesamte Korpus an Interviews gleich fein transkribiert vorliegen zu haben, weil ich durch den zusätzlichen Zeitaufwand einer späteren feineren Transkription bestimmter Textstellen nicht von Feinanalysen abgehalten werden wollte.

Anhang 6: Der Codebaum



Anhang 7: Informationen zu den Projekten von P1, P2, P3

P1 Führt qualitative Interviews und erhebt über quantitative psychologische Fragebögen (P1: 2). Geführt werden die Interviews mit erkrankten einer psychischen Krankheit und mit deren Angehörigen (P1: 7-8). P1 bildet zunächst ein deduktives Kategoriensystem, das sie dann an den Text anlegt. Sie beschreibt ihr Vorgehen als der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring folgend (P1: 20). Im Verlauf des Codierprozesses plant sie, zwischen induktivem und deduktivem Codieren zu Pendeln: Das Kategoriensystem soll ständig verändert, die Texte sollen stetig neu analysiert werden (P1: 19-20).

P2 Führt für eine Universität eine Befragung durch: Es werden standardisierte Fragebögen verschickt und 60 Einzelinterviews geführt (P2: 14). Die Interviews sind leitfadengestützt und orientieren sich an Helfferichs Leitfaden-Design (P2: 14). Grund für diese Methodenauswahl ist, dass P2 sich vom leitfadengestützten Vorgehen mehr Vergleichbarkeit verspricht. Die qualitative Studie scheint zunächst den Charakter eines Bonus zu haben (P2:16), es stellte sich jedoch heraus, dass die qualitativen Interviews einige Aspekte der Forschungsfragen erhellten, für welche die quantitativen Fragebögen blind waren (P2: 12). Den Codierprozess selbst beschreibt P2 als eine ‚Mischung‘ aus Grounded Theory, er hebt in diesem Zusammenhang die offene Herangehensweise und die theoriebildende Analyse-motivation hervor. Mit was diese sich mischte, erwähnt er allerdings nicht (P2: 22) .

P3 Leitet ein Forschungsprojekt über Mediennutzung (P3: 24) Gemeinsam mit einem Mitarbeiter wurde ein quantitativer Fragebogen entwickelt, der von diesem Mitarbeiter im Rahmen einer Dissertation ausgewertet wurde. Im qualitativen Teil wurden 60 Interviews (im Schnitt etwa 60 Minuten lang) erhoben und Videoaufnahmen von der PC-Nutzung der InterviewpartnerInnen angefertigt. Zunächst erfolgte ein thematisches Codieren. Während der Codierung der ersten Interviews wurde der Codebaum entwickelt (P3: 59-60). Danach teilte P3 die Interviews in verschiedene Gruppen ein, beispielsweise in verschiedene Typen der Medienkompetenz. (P3: 60).

Anhang 8: Transkripte der Interviews

Die vollständigen Transkripte und Korrespondenzen von P1-P4 sind der Online-Veröffentlichung nicht angehängt.

Anhang 8a: Interview mit Udo Kuckartz

Autorisiertes Interview mit Udo Kuckartz, geführt im Frühjahr 2008 in Marburg. Ich danke an dieser Stelle Udo Kuckartz für die Genehmigung der Veröffentlichung unseres Gesprächs.

1 CS: Kommt man heute noch an computergestützte Analyse oder an CAQDAS-Paketen vorbei?

UK: Wenn man will: wahrscheinlich schon. Für sinnvoll würde ich das ehrlich gesagt nicht halten. Es gibt natürlich nach wie vor Leute, die hauptsächlich interpretativ arbeiten, ganz wenig Material haben, das ganz intensiv auswerten und ganz genau kennen. Kollegen wie zum Beispiel Winfried Marotzki in Magdeburg machen aus einem Interview ein ganzes Buch und haben dabei sozusagen jede Zeile des Interviews im Kopf. Da macht es vielleicht keinen Sinn, QDA-Software zu nutzen. Ich kann mir auf der anderen Seite aber überhaupt nicht vorstellen, dass es Sinn macht, auf QDA-Software zu verzichten, wenn man heute eine Interviewstudie mit fünf Partnern oder mehr hat. Welchen Gewinn hätte man dadurch? Man hat nur Verluste.

2 CS: Ganz knapp: Was sind denn die Hauptvorteile der Arbeit am Computer, wenn ich qualitativ forsche?

UK: Ich glaube der Hauptvorteil ist methodische Strenge – dass man etwas durchhalten muss. Der zweite Vorteil ist: Alles ist dokumentiert und nachvollziehbar. Das sind Qualitätsvorteile. Die praktischen Hauptvorteile für den Benutzer: Der Zugriff auf die Daten ist schneller und man kann verschiedene Elemente des Datensatzes miteinander verknüpfen, auf ganz unterschiedliche Weise. Das wäre völlig unmöglich, wenn man „von Hand“ arbeiten würde.

3 CS: Und was ist Ihrer Meinung nach das Hauptvorurteil?

UK: Für meine Begriffe gibt es ein Vor-Urteil bei Anwendern oder bei zukünftigen Anwendern, die erstmals so ein Programm sehen. Deren falsche Annahme ist, dass etwas automatisch passieren würde. Und dann stellt sich eine gewisse Enttäuschung ein. Wenn man Einsteigern ein Codesystem zeigt, finden sie das ganz toll. Und wenn sie dann realisieren: Das muss man ja selber machen – dann sind sie enttäuscht. Das ist ein Vor-Urteil. Und dann gibt es innerhalb der Szene von qualitativen Methodikern eine kleine Gruppe, die der Meinung ist, dass die Technik die Analyse infiziert. Denn man würde einer angeblich vorhandenen Logik des Computers folgen.

4 CS: Das trojanische Pferd.

UK: Genau. Das ist, so glaube ich, hauptsächlich Unwissen. Ein Computer ist eine Algorithmenmaschine, der zwingt uns zu gar nichts. Und man kann auch – man sieht das auch teilweise bei Benutzern – MAXQDA oder Atlas.TI verwenden, ohne überhaupt zu codieren. Ich kann die Programme nur nutzen, um zu suchen oder als sie Plattform verwenden, mit der ich meine Merkzettel verwalte. Und es ist auch in der Tat so. Es gibt User,

die machen die abstrusesten Dinge mit der Software, da hätte man nie daran gedacht. Diese Kritik kommt also für meine Begriffe von Leuten, die nie damit gearbeitet haben und sich das falsch vorstellen.

Man muss ja auch sagen: Es gibt in der Geschichte der qualitativen Forschung viele, die viel Material erheben und sich dann kleine Teile herauspicken, die sie sehr groß interpretativ aufblähen. Und die fühlen sich natürlich in ihrer Freiheit bedroht, wenn plötzlich der Anspruch aufkommt, man müsse das ganze Material systematisch auswerten und sehr viel mehr dokumentieren. Das empfinden die natürlich als Bedrohung. Denn es gibt ja nichts schöneres, als sich aus einem Bücherregal ein Buch herauszunehmen, eine Seite aus dem Buch herauszusuchen und dann herumzuschwadronieren und zu behaupten, das würde das Bücherregal repräsentieren.

5 *CS: Und welche Fähigkeiten müssen Forscher dann heute in die – computergestützte – qualitative Forschung mitbringen? Auch im Vergleich zur Situation vor zehn Jahren?*

UK: Zunächst glaube ich, dass achtzig Prozent der Fähigkeiten die gleichen sind. Für meine Begriffe gibt es zwei Sets an grundlegenden Fähigkeiten. Erstens: Ein großes Interesse für das Thema. Die Bereitschaft, ein Thema engagiert und kreativ anzugehen und sich auch flexibel zu verhalten in Bezug auf die Vorgehensweise.

Und zweitens: dass man wirklich weiß, wie qualitative Methoden funktionieren, dass man also ein fundiertes Methodenwissen hat. Ich kann mir schwer vorstellen, wie man ein Projekt macht, ohne dass man zumindest das Grundwissen hat, wie es beispielsweise in einem Flick-Lehrbuch oder in einem Lamnek-Lehrbuch aufbereitet ist. Man sollte sich die angemessene Methode heraussuchen und auch durchhalten. Ich persönlich bekomme immer eine Allergie, wenn jemand sagt: Wir haben etwas gemixt. Gestern auf der Tagung hatten wir auch so einen Fall, da sagte jemand: Wir haben die Grounded Theory mit was-weiss-ich-was gemixt. Das spiegelt meistens nur wieder, dass jemand überhaupt nicht weiß, worum es geht – oder Methoden nur auf einer prozeduralen Ebene sieht. Grounded Theory ist offenes Codieren. Klar, da kann man natürlich sagen: „Das haben wir jetzt mit Mayring gemixt“. Aber an sich geht das gar nicht. In Mayring heißt es ja dann zum Beispiel: Punkt eins: Festlegung des Materials. Wie will ich das mixen mit der Grounded Theory? Gar nicht. Das kann nur jemand sagen, der keine Ahnung hat. Genau das ist der zweite Punkt. Ein solides Wissen über qualitative Methoden, eine angemessene Entscheidung darüber, was man auswählt – und das auch durchzuhalten. Diese beiden Punkte machen achtzig Prozent der Fähigkeiten für gutes qualitatives Forschen aus.

Für die restlichen zwanzig Prozent hat sich viel geändert: Nämlich, dass man wissen sollte, wie man ein Projekt mit heutiger Technologie optimal umsetzt. So wie Sie jetzt hier auch mit Ihren Aufnahmegeräten. Es wäre einfach dilettantisch, wenn Sie mit einem uralten Tonband ankämen oder unser Gespräch mitstenographieren würden. Das wäre einfach nicht der Stand der Dinge.

6 *CS: Sind in der nächsten Zeit im technischen Bereich qualitativer Forschung noch weitere Veränderungen zu erwarten?*

UK: Es wird sich noch viel ändern, obwohl es in manchen Bereichen nicht so absehbar ist, was dabei herauskommt. Die Multi-Media-Welle spült ja auch bei uns in die qualitative Forschung herein. Wobei sich natürlich die Frage stellt: In wieweit sind Neuerungen sinnvoll für die Forschung, die man betreibt? Sie würden jetzt nicht unbedingt einen Gewinn davon haben, wenn Sie unser Gespräch auch noch auf Video aufnehmen würden. Vermutlich jedenfalls nicht.

Auf der anderen Seite wird es sicher so sein, dass durch die Technik neue Formen von Erhebungen möglich sein werden – und man sich auch über neue Formen von Auswertungen Gedanken machen muss. So etwas wie Online-Gruppendiskussionen und so ähnliches, das wird sich mehr und mehr entwickeln. Die Online-Erfassung hat ohnehin den großen Vorteil, dass man keine Transkriptionen und so weiter hat. Ich glaube, da wird sich noch eine ganze Menge tun.

Im Moment ist mein Hauptinteressensgebiet die Visualisierung. Und da glaube ich eben auch, dass sich sehr viel tun wird: In Bezug auf Visualisierung und auch auf Handhabung von Dingen. Man sieht es ja beispielsweise bei elektronischen Geräten wie dem *IPhone*. Vielleicht kann man irgendwann einfach Interviews aufmachen, wieder beiseite schieben und einfacher einzelne Stellen anzoomen.

7 *CS: Das Handling von Software und Arbeitsgeräten wird also einfacher?*

UK: Ja. Denn Visualisierung schafft einen ganz anderen Zugang zu Dingen. Das wissen wir ja auch aus der Medientheorie. Es ist etwas anderes, wenn Sie beispielsweise etwas als Buch lesen oder als Film ansehen. Und jetzt haben wir neue Möglichkeiten im Bereich der Visualisierung. Sie können sich das in anderen Wissenschaftsdisziplinen anschauen, wenn Sie beispielsweise Zeitschriften wie „Science“ zur Hand nehmen: Es ist gar nicht mehr denkbar, in der Biologie oder Mikrobiologie ohne Visualisierungen zu arbeiten. Und das, glaube ich, wird bei uns auch stärker kommen.

8 *CS: Dass also bildgebende Verfahren in die qualitative Datenanalyse am Computer einfließen.*

UK: Ja, davon bin ich überzeugt.

9 *CS: Mit allen positiven und negativen Eigenschaften?*

UK: Das wäre dann eben zu sehen, ob das so ist. Zum Beispiel ist in der MAXQDA 2007-Version etwas drin, das wir „Textportrait“ nennen. Es ist in MAXQDA möglich, dass Sie Textstellen bestimmten Farben zuordnen. Wenn die Codes mit bestimmten Farben unterlegt werden, dann sehen Sie quasi ein farbliches Bild des Interviews. Das ist eigentlich hochinteressant – und etwas, was wir vorher nicht hatten. Der Zugriff auf das Interview wird dadurch einfacher. In diese Richtung, so meine ich, kann es gehen. Gestern in den Vorträgen wurde ja auch der Code-Matrix-Browser gezeigt. Der Visuelle Zugang zum Text ist unter Umständen durch Tools wie dieses einfacher. Man sieht sofort: Interviewpartner A hat zu Thema F viel gesagt, Interviewpartner B zu Thema N viel gesagt. Das ist zunächst eine immense Abkürzung im Analysegang – und auch ein anderer Zugang. Wir sehen die Daten visuell.

10 *CS: Was wird im Bereich akademischer Forschungsprojekte Ihrer Meinung nach in den nächsten Jahren wichtiger werden?*

UK: Ich glaube Standards werden wichtiger: dass man Evaluationskriterien hat. Ich stimme auch an dieser Stelle mit Juliet Corbin überein, dass diese Kriterien methodenspezifisch sein müssen. Man kann sie nicht so allgemein konzipieren. Aber man kann beispielsweise bei der Grounded Theory sagen: Ich schaue eben darauf, was die Konzepte sind und wie sie ausgearbeitet sind. Es gibt ganz klare Regeln und Gütekriterien. Das macht es dann vielleicht auch für die Studenten einfacher. Die schwimmen ja oft ein bisschen herum wenn sie fragen: Wie muss ich das denn machen?

11 CS: *Und wie stehen Sie zu der Verträglichkeit von Standards und qualitativer Forschung? Ich könnte mir vorstellen, dass sich manche Forscher am Begriff „Standard“ reizen würden.*

UK: Ja, sicher. Aber dann vielleicht schon weniger, wenn man sagt, dass Standards formuliert werden müssen, die spezifisch für einzelne Methoden sind. Ich glaube ehrlich gesagt: Das, was es heute auch noch an Positionen gibt bei qualitativen Forschern, dass alles so einzigartig wäre, dass man es nicht bewerten kann: Diese Sichtweise wird sich auf die Dauer nicht durchsetzen können.

Es gibt eine analoge Auseinandersetzung in der Therapieforschung. Natürlich muss man Gesprächstherapien anders als Psychoanalysen bewerten. Aber es kann sich auf die Dauer keiner gegen Bewertungskriterien sperren. Auch die Psychoanalytiker müssen Kriterien für Erfolg definieren. Die sind vielleicht ganz andere als bei der Verhaltenstherapie, aber *das* sind dann die Kriterien. Nicht einfach sich drum herum drücken und sagen: „wir machen so tolle Sachen, das kann man gar nicht messen“. Ich glaube, das wird sich sehr stark verändern; Standards werden sich mehr und mehr einbürgern.

Eine Diskussion, die typisch ist und immer wieder aufflammt: Die Codierer-Übereinstimmung. Wenn Sie die Literatur verfolgen, dann sehen Sie: Da hat vor fünf Jahren in der qualitativen Forschung keiner darüber geredet. Auch bei diesen Tagungen nicht. Nach dem Motto: „Wenn ich das codiere, dann habe ich das doch gut codiert.“ Man nahm das quasi als Gottgegeben. Und jetzt kommt man auf die Idee zu fragen: Ja, sollen das nicht zwei Leute codieren? Wie werten wir Übereinstimmungen? Und genau an diesem Punkt ist es gerade wichtig für die Qualität der Forschung, dass sich gewisse Standards herausbilden.

12 CS: *Wenn wir jetzt noch einmal zehn Jahre zurück gehen: Was hat sich in der Entwickler-Community von Software geändert?*

UK: Es hat sich einiges geändert. Die Entwicklung von QDA-Software hat ja eigentlich Mitte der achtziger Jahre angefangen. Und zuerst waren wir eine kleine Minderheit, eine eher verfolgte Minderheit. Die Hauptposition der qualitativen Forschung war damals ja: Computer sind eher Teufelswerkzeug, haben etwas zu tun mit Rechnen und quantitativen Auswertungen. Es war ursprünglich eine kleine weltweite Community, die innovativ, aber am Rande der Disziplin arbeitete. Und dann ist die QDA-Software mehr und mehr in die Mitte qualitativer Forschung vorgedrungen. Das hat auch ein Stück weit dazu geführt, dass diese ursprüngliche Vielfältigkeit und Kreativität ein bisschen abgenommen hat. Früher gab es viel mehr Personen, weil man auf so einem Low Level war. Es gab auch viel mehr Programme. Und dadurch, dass das inzwischen hoch professionell ist, ist das eben nicht mehr möglich an der Stelle.

13 CS: *Wird die Spitze weiter schrumpfen?*

UK: Möglicherweise. Aber ich glaube nicht, dass das wünschenswert ist. Manche glauben, dass der Bereich der qualitativen Software sich analog zur Statistik-Software entwickeln wird. Ich glaube aber, dass dafür die Methoden in der qualitativen Forschung viel zu verschieden sind. Eine Faktorenanalyse ist eine Faktorenanalyse, und es gibt letzten Endes keinen Grund, dafür zwanzig verschiedene Statistik-Pakete zur Verfügung zu stellen. Aber für die vielfältigen qualitativen Methoden kann man doch sehr unterschiedliches offerieren. Es gibt ja auch ganz exotische Methoden wie die Konversationsanalyse. Das kann man mit keiner der gängigen Software-Pakete vernünftig machen. Aber wenn sich jemand darauf stürzen würde, würde das Sinn machen. Charles Reagan, ein bekannter amerikanischer

Politikwissenschaftler, hat beispielsweise eine ganz interessante Methode entwickelt: die logische Minimierung. Das ist eine Art Fuzzy Logic für politikwissenschaftliche Makrophänomene. Dafür gibt es auch eine Software. Das ist etwas einzigartiges – und wird sich halten. Ich glaube auf der anderen Seite nicht, dass auf der Ebene von Tools wie MAXQDA sonderlich viel dazu kommt. Ich denke aber auch nicht, dass es sich allzu sehr konzentrieren wird.

14 CS: *Dadurch, dass die Programme auf einem Markt gegeneinander antreten: Gibt es Probleme mit Plagiaten? Muss man auf der Hut sein, oder sagen die Entwickler untereinander „wir machen unser Ding lauter“?*

UK: Es gibt – wenn man genauer hinschaut – schon eine gewisse Kongruenz, die zum großen Teil auch über die Erwartungen der User gesteuert ist. Gestern auf der Tagung sagte auch zum Beispiel jemand: Endlich gibt es seit 2006 in MAXQDA auch ein Mapping Tool. Solche Dinge entstehen. Ich bin mir relativ sicher. MAXQDA ist eigentlich sehr gut geeignet für Mixed-Methods-Analysen, weil es eben auch mit den Variablen ein eigenes Tool gibt. Das machen die anderen nach: Plagiatismus wie in allen Bereichen von Software.

15 CS: *Damit muss man dann leben.*

UK: Sicher. Software hat dieses Problem, und das ist wirklich ein Dilemma: Im Gegensatz zu Büchern und zu Printmedien gibt es faktisch kein Copyright, weil es kein Copyright auf Ideen gibt. Es gibt nur ein Copyright auf bestimmte Prozeduren. In dem Moment, in dem man auf anderem Weg eine bestimmte Funktion programmiert, ist das Copyright hinfällig. Zum Beispiel kann jeder das Textportrait in MAXQDA nachmachen. Man hätte sich nur bemühen können, die Prozedur unter Schutz zu stellen, wie man von Codes zu solchen Bildern kommt. Aber bereits wenn jemand statt zweitausend Kacheln fünfzehnhundert hätte oder runde anstatt eckigen, haben Sie schon kaum eine Chance, sich in einem Prozess durchzusetzen. Es ist ein Problem, aber eines wie überall: Man kann es nicht ändern.

16 CS: *Und sehen Sie eine gewisse Gefahr in der Nutzung von CAQDAS aus Legitimationsgründen oder aus Reputationsgründen? Kann man so etwas aus heutiger Sicht erkennen?*

UK: In dieser Frage schwingt eigentlich das mit, was ich mit der Durchsetzung von Standards meinte. Wenn man dadurch seine Reputation erhöht oder glaubt erhöhen zu müssen, dann reflektiert das für mich erst einmal eine positive Entwicklung: Nämlich dass sich Standards entwickeln. Und zu denen gehört es offenbar, zu begründen, warum man solche Programme *nicht* benutzt. Das sehe ich nicht als Gefahr, sondern eher als einen positiven Indikator.

Die Gefahr könnte auf einer anderen Ebene liegen – wobei ich nicht glaube, dass sie so groß ist. Man hat damals, als die Computerprogramme für Statistik aufkamen, davor gewarnt: Leute, die keine Ahnung haben, können jetzt diese Software verwenden. Nach dem Muster: Jeder Idiot kann jetzt eine Faktorenanalyse rechnen. Der weiß gar nicht, was da passiert, er kriegt es hin, das zu rechnen, der präsentiert uns das nachher auf Kongressen – und wir werden sozusagen mit Müll zugeschüttet. Nach der dritten Frage weiß der schon nicht mehr weiter und weiß im Grunde selbst nicht, was er da produziert hat. Eine solche Gefahr könnte auch bestehen, wenn man die QDA-Software dazu nutzt, blind irgendwelche Prozeduren durchzuspielen und dann sagt: Jetzt habe ich offen codiert, das sind meine axialen Codes. Und eigentlich kann diese Person gar nicht mehr begründen, wie das vonstatten ging. Man hält nur eine Prozedur durch.

Aber ich glaube, die Gefahr ist geringer als im quantitativen Bereich. Denn es gibt in der QDA-Software nicht diesen Mechanismus, den man bei Statistik-Software hat: Man packt etwas rein und hinten kommt etwas raus. Dadurch, dass man so viel selbst machen muss und Entscheidungen treffen muss, kann man nicht automatisch so etwas produzieren. Möglich wäre das nur, wenn man in die Richtung des automatischen Codierens gehen würde. Da kann man schon jede Menge Blödsinn anrichten.

17 CS: Ist das schon passiert? Haben Sie schon entsprechende Forschungsarbeiten gelesen?

UK: Ja, ich habe schon Sachen dieser Art gelesen. Man muss begründen, warum überhaupt die Häufigkeit von Wörtern etwas mit Relevanzen, Strukturen und Konzepten zu tun hat. Und manchmal wird wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass das so ist. Es wird gefährlich, wenn etwas wunderbar im Code-Matrix-Browser aussieht, aber man nicht den Schritt zurück in die Daten macht, um das zu verifizieren. An der Stelle kann die Software tatsächlich etwas produzieren, was – in Anführungszeichen – nur schön aussieht. Aber wenn man dann so etwas bei einem Vortrag präsentiert und jemand fragt nach, kommt man ins stottern. Da könnte eine Gefahr sein.: Aber: QDA-Software ermöglicht es ja gerade sehr gut, immer wieder in die Daten zu gehen.